

Aus dem Bilderbuche meines Lebens

Weil es durchaus euer Wille ist, meine lieben Freunde, so will ich einiges über mein Werden und meinen künstlerischen Lebensweg mitteilen. Nicht um meiner selbst willen, sondern um der edlen Vorbilder zu gedenken, die mir als gute Sterne vorgeleuchtet haben, und jene Gestalten in meiner Erinnerung heraufzubeschwören, welche meist liebevoll und fördernd, nur selten hemmend oder verständnislos meinen Wandel begleitet haben.

- 5 Jedes Dichterleben ist ein Gottesgericht. Ist es auf die Launen und Moden einer Zeit und Gesellschaft gestellt, so wird es mit diesen vergehen. Ist es aber auf das Ewige in Welt und Menschheit gerichtet, so wird es dauern, auch wenn, wie so oft, eine blinde Gegenwart oder eine augenblickliche Torheit es bekämpfen sollte. Wer nicht um der Kunst willen ein Künstler wird, wer da dichtet, malt oder komponiert, um einen persönlichen Gewinn oder Vorteil zu erreichen, der ist ein Fälscher oder ein Narr.
- 10 Ich habe auch an das Märchen von der vollständigen Verkennung des wahrhaft Großen, des wahrhaft Schönen niemals glauben können. Die das behaupten, vergessen, daß der wirklich bedeutende Geist über der Menge steht, daß sein Schaffen der Zeit vorausseilt. Wie sollte er da von der Menge, von der Gegenwart im engsten Sinne, beim ersten Aufstieg sogleich verstanden werden? Nur die Minderzahl der Gleichgestimmten wird ihn sofort verstehen. Gar nicht zu sprechen von denjenigen, die ihn zwar verstehen aber nicht anerkennen, weil sie ihn beneiden. Sagt doch
- 15 Shakespeare so schön, daß vor der Menge vergoldeter Staub meist mehr gelte, als überstäubtes Gold. Künstlerische Ueberzeugung aber, die niemals vom Tagesgeschmacke ihre Bestimmung erhält, wird immer einen harten Kampf zu kämpfen haben. Aber Mut und Ausdauer verhelfen zum Siege; wenn auch dieser Sieg unter besonders ungünstigen Verhältnissen manchmal erst nach dem Tode des Künstlers eintreten sollte. So hat das trostlose Ende Heinrich von Kleists seine Ursache nicht bloß in der Verkennung seines Genius durch die Mitwelt, selbst durch Goethe, – nein, sie
- 20 ist in der allgemeinen Hoffnungslosigkeit unseres Volkes, in der Erniedrigung des Vaterlandes, der Knechtung aller stolzen, selbständigen, aufrechten Geister unter das despotische Joch eines rücksichtslosen, fremden, unerbittlichen Machthabers begründet. Ganz abgesehen vom persönlichen Charakter und Schicksale des unglücklichen Dichters. Ohne Zweifel muß in solchen Ausnahmefällen die Nachwelt das Urteil der Gegenwart in Ordnung bringen. Und das hat die Nachwelt, ob früher, ob später, auch allzeit getan. Wo sind die Kreaturen, die über drei Jahrzehnte den Titanen
- 25 Richard Wagner verspotteten und begeiferten? Wo sind die dummen »unparteiischen Briefe« über Bayreuth aus der Feder theoretischer Ignoranten? Richard Wagners Kunst beherrscht die Welt. Seine Gegner sind alle zum Kehricht geworfen worden durch die Zeit. Darin liegt für mich die große Gerechtigkeit der Welt, an welche jeder wahre Künstler glauben muß; die er aber niemals verwechseln darf mit dem Augenblicksgezetzer kleiner Kreise oder mit der Apathie der ewig verständnislosen Menge, welche herdenmäßig heute nach diesem, morgen nach jenem
- 30 Vergnügungsfutter läuft, wie es ihrem stumpfen Instinkt oder ihren schlaunen Zutreibern zusagt. Wenn Shakespeare im Hamlet behauptet, ein Ehrlicher sei ein Auserwählter unter zehntausend, so gilt diese Wahrheit vom verständnisvollen Schätzer der Künste unstreitig dreifach. Heil dem Künstler, der das nicht vergißt, seinem eigenen Stern vertraut und nicht zu spät wahrhafte, verständnisvolle Freunde findet!

Das wollte ich mir vom Herzen sprechen, bevor ich die Geschichte meines eigenen Lebens berühre, die, so bescheiden ich sie auch einschätze, doch vielleicht manchen jungen Kämpfer trösten und ermutigen wird.

- Von väterlicher Abkunft entstamme ich durch meinen bürgerlichen Großvater Franz Wendelin Keim dem Deutschen Reiche, und zwar dem badischen Franken. Er zog im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts nach Wien, wo mein Vater, Franz Keim, geboren wurde. Der Vater meiner Mutter, ein Ritter von Steinhauser, Gutsbesitzer auf Schloß Bulgarn an der Donau bei Linz in Oberösterreich, stammte nach einem Ausspruche meiner Mutter aus der bayrischen
- 40 Pfalz. Ich besitze sein geschlechtliches Adelsdiplom vom Jahre 1563, ausgefertigt zu Innsbruck und gezeichnet mit: »Wir von Gottes Gnaden, Ferdinandus I., erwählter römischer Kaiser, König in Germanien, Hungarn und Böhmeim *et cetera*.« Ich führe diese an sich unscheinbaren Dinge an, weil diese Mischung von schlichtem Bürgertum und altem Adel möglicherweise in meiner Denkungsart und in der Wahl meiner poetischen Stoffe mich einerseits vor jeder Einseitigkeit bewahrte, andererseits mich frühzeitig den Zauber geschichtlicher Gegensätze, die Bedeutung des
- 45 Ringens der althergebrachten Stände des deutschen Volkes auf meinem Heimatboden und den Wert einer endlichen Versöhnung und Zusammenschließung dieser bodenständigen Elemente gegenüber fremden und feindlichen Elementen betrachten und darstellen lehrte. Unbewußt wurde ich so auf den Weg der nationalen Dichtung geführt, die nicht in politischer Reimerei, nicht in teutonischem Phrasentum besteht, das, selbstgeschaffene Drachen tötend, am schwungvollsten beim Bierglase schwärmend und wetternd, uns weder in Kunst noch Leben vorwärtsbringen könnte.
- 50 Der Boden meines engeren Heimatlandes, der alte Traungau in Oberösterreich, ist ehrwürdiger deutscher Geschichtsboden. Die Grafen von Wels und Lambach erhoben sich in grauer Vorzeit zu jenem mächtigen Geschlechte, dessen Sitz die Styraburg (heute das gräflich Lambergische Schloß zu Stadt Steyr) wurde, und dessen Enkel, die Ottokare, die steirische Markgrafenwürde erhielten. In der später landesfürstlichen Burg zu Wels starb 1519 Kaiser Maximilian I. Lambach wurde durch den letzten Agnaten des traungauischen Geschlechtes in eine

55 Benediktinerabtei verwandelt. Reformation und Gegenreformation, Bauernkrieg und Franzoseneinfälle sind im
Gedächtnisse meiner Landsleute nicht erloschen. Bayrisches, fränkisches, auch schwäbisches Blut aus den Zeiten der
urältesten Ansiedlung unter Kaiser Karl dem Großen, bis auf die Erwerbung des bayrischen Innviertels unter Kaiser
Josef II. belebte und gestaltete unser obererennsisches Volkstum und gab ihm jene Derbheit und Zähigkeit, aber auch
jenen natürlichen Witz, die besonders den Bauer bei uns charakterisieren. Bei diesem Stande hat sich ganz besonders
60 neben der Kraft und Gesundheit des Leibes auch jene urwüchsige Phantasie erhalten, die in Trutzliedern und
Tanzgesängen (Schnaderhüpfeln) die Quelle reicher Volkspoesie geworden ist. Beim »Landlertanz« wird nicht nur
gesprungen, sondern auch gesungen. Wer auch nur flüchtig an Sonn- oder Feiertagen die Gassen unsrer Dörfer,
Märkte und kleinen Städtchen durchwandelt, der vernimmt aus allen Wirtsstuben den vielstimmigen, prächtigen
Gesang unsrer »Manner« und »Buben«, wohl auch Dirndeln, und hört aus den lustigen Jodlern die liebfreudige
65 Herzenssprache unsers Volkes erklingen.

In dieser ländlichen Welt an der klaren Traun, nicht weit vom Marktflücken Lambach, im uralten Klosterwalde,
genannt »das lange Holz«, wurde ich am 28. Dezember des Jahres 1840 meinen lieben Eltern als viertes und letztes
Kind geboren. Mein Geburtshaus war das Stationsgebäude der einstmaligen Budweis–Linz–Gmundener Bahn, damals
mit Pferdebeförderung, später mit der großen Wien–Salzburger Strecke der Elisabeth-Westbahn vereinigt und dem
70 großen Verkehre einverleibt. Eingepfarrt waren wir nach dem Flößerdorf Stadel, mit der Schule und Kirche Baura.

Die damaligen Bewohner von Stadel waren ein urwüchsiges, fast gefürchtetes Schiffervolk, welches das Salz der
kaiserlichen Sudwerke des Salzkammergutes vom Traunsee, die Traun hinunter in die Donau nach Wien verflöbte.
Die Kinder dieser Natursöhne waren meine ersten Schulgenossen. In diesem Sinne war ich und bin ich ein
»Stadlinger«. Die im italienischen Renaissancestil erbaute Kirche und Schule Baura, auf einem grünen Hügel über
75 dem Schifferorte an der Traun gelegen, scheint ein uralter Besiedlungspunkt des Stiftes Lambach gewesen zu sein.
Der Name Baura (oder Paura) stammt von dem altdeutschen Worte Purenawe, Bauernaue und erklärt sich als
Bauernsiedlung. Als Schüler dieser Schule bin ich daher sogar – ein »Bure«.

So war ich denn – am unschuldigen Kindertage – unter großen Schmerzen meiner lieben Mutter, zur Welt gekommen.
Es wurde mir gesagt, ich sei ein Sonntagskind. Meine Eltern hatten durch Fleiß und gute Wirtschaft die vormals
80 kleine Gastwirtschaft vergrößert und zu ehrenvollem Flor gebracht. Die kleine Bahn war eine der ersten Adern des
Verkehres, der Weg von Wien nach Paris ging über unser gutes Lambach, und in den etwa fünfzehn Fremdenzimmern
des »Gasthofes zur Eisenbahn« gab es damals viel seltener, ja berühmtere Gäste, als später. So war der Vizekönig
von Indien, Lord Canning, unser Sommergast. Seine Tochter Auguste, etwas älter als ich, sagte immer zu mir: »Du
kleiner, dicker Junge du.« Beim Abschied schenkte sie mir ihre Puppe. Das Sturmjahr 1848 übte auch bei uns seine
85 aufregende Wirkung. Eines Tages saß eben der Hauslehrer, Herr Denk, bei uns Kindern, als es plötzlich hieß, der
Bahnhof sei in Gefahr, die Stadlinger kämen in Rotten durchs »lange Holz« und zerstörten die Bahngeleise. Wir
stürzten alle ans Fenster, beruhigten uns aber, als wir hörten, der Major in der nahen Kaserne habe Mannschaften zur
Streifung in die Wälder kommandiert. Die Stadlinger, welche ihr altes Monopol der Salzbeförderung zu Wasser an die
Eisenbahn verloren hatten, vermeinten, die Zeit sei jetzt gekommen, wo sie ihr altes gutes Recht und ihren verlorenen
90 Verdienst mit Gewalt wieder zurückerobern könnten. Nur schwer ließen sich die aufgeregten Leute beschwichtigen.
Ich war zu jung und zu kindisch, um die Losung der Zeit zu verstehen, aber ich freute mich herzlich, als nun bald vom
Giebel unseres Hauses die schwarzrotgelbe Fahne flatterte und ich oftmals unter unsern Fenstern den
Männergesangsverein die Arndtschen Lieder »Was ist des Deutschen Vaterland?« und »Sie sollen ihn nicht haben, den
freien deutschen Rhein!« anstimmen hörte.

95 Erst später begriff ich, daß damals ein großes deutsches Reich wieder erstehen wollte, in dem mein Vaterland mit
eingeschlossen werden sollte. Viel später erst erfuhr ich, daß dieser Blütenraum durch den Frost des deutschen
Doktrinarismus, Eifersucht der Parteien und Mächte, kurz durch unsere politische Unzulänglichkeit wieder zerstört
worden sei. Aber die Sehnsucht nach einer besseren Zukunft des ganzen deutschen Volkes wuchs, hier stärker, dort
schwächer in den Seelen meiner jungen Zeitgenossen.

100 Mit zwölf Jahren schickte mich der Vater – dank den Bitten meiner Mutter – aufs Gymnasium des berühmten
Benediktiner-Stiftes Kremsmünster. Ich litt dort oft und viel an Heimweh. Vor Vater und Schwester Luise, die mich
dahin begleitet hatten und mich an meinen Kostherrn, einen grämlichen, pedantischen Schulmeister abliefern, hielt
ich mich allerdings tapfer und stolz. Etwa zehn Jungens aller acht Klassen bewohnten wir das zweite Stockwerk des
massiven Torgebäudes, das die äußere Pforte des Klosters bildete und von uns der Hungerturm genannt wurde. Die
105 Frau unseres Kostherrn war infolge eines Schlagflusses in der Sprache und an der linken Körperhälfte merklich
gelähmt, so daß sie uns unerfahrenen Burschen vollkommen albern erschien. Um so beweglicher, fast hätte ich gesagt,
schlagfertiger, war ihre häusliche Stütze, die alte Jungfer Toni. Ich fühlte mich, fern von meinem heimatlichen Garten
und Walde, hier wie in einem Kerker. Studienzeit und freie Bewegung waren für die Jüngeren aufs strengste geregelt.
Um so freudiger begrüßten wir die Ferien. Welcher Jubel, wenn mein Vater oder später nur unser Knecht mit der
110 großen Kutsche und den zwei Braunen vor dem Eichentor (so hieß unser Gefängnis) erschien, um mich und einige
benachbarte Studentlein zur Heimfahrt aufzunehmen! Wie schön im Sommer, wie abenteuerlich im Winter! Da gab es

hohe Schneeverwehungen und trügerisch verdeckte Hohlwege. Wir Jungens saßen dicht gedrängt im wohlverschlossenen Kasten, der Kutscher und mein Vater in Pelzen auf dem Kutschbock. Und da geschah einmal etwas sehr Ueberraschendes. Mit Rücksicht auf die oben berührten überschneiten Hohlwege, denen wir ausweichen
115 sollten, um nicht zu versinken, sagte mein Vater vor der Abfahrt: »Merkt auf, Kinder! Wenn ich vom Kutschbock rufe: rechts halten, so beugt euch alle im Wagen nach der rechten Seite, damit wir nicht links im Graben versinken. Rufe ich: links halten, so tut dasselbe nach der linken Seite.« Gut. Wir versprachen das. Nach einer Stunde etwa hörten wir meines Vaters gebieterischen Ruf: »Alle links halten!« Aber – puff! – was ist das? Nicht nur wir Jungens, auch die Schlittenkutsche neigte sich nach links, und nochmals puff! – liegen wir im Graben auf der linken Seite und
120 sinken tief hinein in den überwehten Hohlweg. Zornig rief der Vater, der noch rechtzeitig abgesprungen war und die versinkenden Pferde an sich riß: »Rechts halten, hab' ich sagen wollen – Donnerwetter!« Und nun krabbelten wir uns aus dem tiefen Schnee und mußten die Kutsche heben.

Von seinem brieflichen Lakonismus möchte ich hier auch ein kleines Beispiel geben. Ich war in jenen Jahren sehr kränklich. Meine gute Mutter, die mir regelmäßig alle acht Tage einen ausführlichen, stets zärtlichen Brief zuschickte,
125 hatte mich auch seelisch durch ihre Liebe etwas verwöhnt. Der gewiß ebenso warmherzige Vater war aber mit aller Schreibekunst auf dem Kriegsfuß. So erhielt ich in der ersten Zeit, bei Beginn der Weihnachtsferien durch unsern Knecht Hans, der den Kutschenschlitten im Gasthof Kaltenbäck eingestellt hatte und sich bei mir zur Abfahrt im Hungerturm meldete, folgenden mit Blei vom Vater beschriebenen Zettel, dessen phlegmatische Kürze mich beinahe kindisch verletzte:

130

»Lieber Franz!

Ich sende den Kotzen zum allgemeinen Zudecken. Vor der Abfahrt beim Kaltenbäck Brotsuppen essen! Die Fenster zu!

Dein Vater.«

135

Schon frühzeitig erwachte in mir die Sehnsucht nach Büchern und Bildern. Meine Mutter, die an Bildung den Vater weit übertraf und natürliches Talent mit ungewöhnlicher Charakterstärke vereinigte, war nicht bloß eine geborene tüchtige Hausfrau, sondern auch in den wenigen Stunden ihrer Erholung eine leidenschaftliche Leserin. Schon als sechsjähriges Kind war sie ihres Vaters Vorleserin gewesen. Ihr frischer Geist, ihr natürliches Gefühl, ihre Freude am
140 Schönen bildeten ihren sicheren Geschmack. Ihr Bücherschrank enthielt das bunteste Zeug aus der elterlichen Bücherei des Schlosses Bulgarn. Darunter den ganzen Walter Scott. Diesen verschlang ich frühzeitig gründlich. Meine Bilderfreude aber entzündeten die Münchner »Fliegenden Blätter«. Ihr goldener Humor war in unserem Hause das geflügelte Wort und ihre Bilder wurden meine ersten Zeichenlehrer. Dichtung und Malerei dämmerten als wunderbare Feenwesen in meiner jungen Seele auf und führten, wenn auch von mir selber unverstanden, jahrelang einen
145 wechselnden Kampf um die Herrschaft in mir, bis der furchtbare Ernst des Lebens später wie ein greller Blitz mir den Weg der Dichtung als die einzig richtige Bahn meines Daseins bezeichnete. Aber in den Stunden, wo die Muse schweigt, greife ich auch heute noch mit wahrer Lust zu Stift und Pinsel, nicht zu öffentlichem Wettbewerb, nur zu meiner eigenen stillen Seelenfreude. Da ich aber am liebsten meine guten Freunde als ahnungslose Modelle zu lustigen Genrebildern verwerte, so wurde ich jederzeit um meine Ulke geplündert und habe meine Scherzaquarelle zu
150 Hunderten nach allen vier Winden entflattern sehen müssen. Die Originale behalten sie wohl aus Rache oder aus Liebenswürdigkeit zum ewigen Andenken.

Diese Doppelnatur meines Talentes ist mir nicht nur zu beständiger Erfrischung des Geistes, ja zu einer Quelle der Beruhigung geworden, sie hat mir von Anbeginn bei meiner dramatischen Konzeption den besten praktischen Dienst geleistet. Ich sehe, bevor ich noch an die Ausführung einer theatralischen Arbeit gehe, jede Gestalt, jede Szene, das
155 ganze Bühnenbild in lebendiger Geschlossenheit, hell beleuchtet oder verdüstert, in Ruhe oder in Bewegung, deutlich vor mir. Bin aber auch nur so lange Maler, bis das innere Ohr das erste Wort vernimmt, aus dem sich nun unaufhaltsam Rede und Gegenrede entzündet, worauf mir das ganze Werk zum tönenden Seelengemälde wird, also Dichtung ist und nicht mehr Bild.

Obgleich ich niemals Musik betrieb, im Sinne der eigentlichen Ausübung, ja nicht einmal der Noten fachmännisch
160 kundig bin, hat doch die gütige Natur mir die wärmste Empfänglichkeit auch für den Zauber der Töne verliehen. Beethoven und Wagner versetzen mich in den höchsten Rausch der Entzückung. Daneben macht sich das Naturell des Oberösterreichers dadurch geltend, daß mich die einfachen Melodien, die Tanzweisen des heimischen »Landlers« förmlich ergreifen und rühren.

Weit entfernt, mir originelle Produktion anzumaßen, möchte ich doch eines viel späteren musikalisch-poetischen
165 kleinen Ereignisses gedenken, das ich hier vorausnehmen muß.

Mein mundartliches Gedicht »Der Weltverdruß« war mir auf einem Spaziergange im alten Schloßpark zu Hetzendorf ganz plötzlich gleichzeitig in Wort und Tonweise aufgegangen. Ich sumnte es zum Klavier öfter in der Kneipe vor guten Freunden, es gefiel. Der Rundreim wurde im Chore mitgesungen und oftmals mußte ich das Lied anstimmen, wenn wir uns irgendwo versammelt hatten. Einst auf einem Ausfluge überraschten mich meine Schüler im Walde, indem sie plötzlich um mich einen Kreis bildeten und das Lied nach meiner Melodie sangen.

Meister Rosegger hat es im Grazer »Heimgarten« zuerst vor Jahren veröffentlicht. Später erschien es unter meinen gesammelten Gedichten »Aus dem Sturmgesang des Lebens«. Mein Buch kam auch in die Volksbibliothek von Wien und »Der Weltverdruß« kam zu den Volkssängern. Während aber draußen im weiten Lande das Lied Wort und Weise seines Schöpfers getreulich behielt, so daß mein Freund, der steirische Dichter Fraungruber, mir eines Tages teilnahmsvoll erzählen konnte, er habe es in unverfälschter Melodie in Kärnten singen gehört, erlebte mein Lied in der Großstadt Wien etwas ganz Apartes, fast Komisches. Ich saß im Wartezimmer des Franz Josef-Bahnhofes, kurz vor der Abfahrt nach Krems. Im Nebenraume (der anderen Fahrklasse), der durch eine nicht bis zur Decke reichende Holzwand abgetrennt war, hörte ich die Anstreicher und Malgehilfen an der Renovierung der Wände arbeiten, plaudern und singen. Plötzlich intonierte einer, aber in veränderter Melodie, mein Lied, was ich daraus erkannte, daß er deutlich vernehmbar die Worte der ersten Strophe sprach:

185 »Mir is mei Vater g'storb'n.
Mir is mei Muatter g'storb'n,
I hab' koa Schwesterl und koa Brüaderl kennt.
I bin a ledig's Kind,
Als wiar a Staud'n im Wind,
I bin der Weltverdruß, so ham's mi g'nennt.«

190

Leider rief jetzt der Türsteher: »Einsteigen zum Personenzug!« Ich konnte nicht länger weilen, hatte aber genug gehört. Kurze Zeit darauf teilte mir mein lieber Freund, der Präsident des Wiener Landesgerichtes, Hofrat Dr. Feigl, folgendes mit: »Ich habe zu meiner großen Freude in Sievering eine bereits tüchtig angeheiterte Herrenengesellschaft bürgerlichen Schlages Ihren Weltverdruß, allerdings gräßlich, singen gehört. Ein Irrtum ist ausgeschlossen, da ich den Text im Kopfe trage.«

Wieder über kurze Zeit, es war im Frühling, wo die fahrenden armen oder krüppelhaften Musikanten in den Höfen der Häuser sich hören lassen, erklang das Lied auch in unserem Hofe. Unsere Magd sagte ahnungslos: »Gestern hams a so viel trauriges Liad vom Weltverdruß gesungen!«

Mein lieber Freund, Herr Dr. Richard Feigl *junior*, des obengenannten Präsidenten Sohn, brachte mir zuletzt ein ganz merkwürdiges Dokument ins Haus. In der inneren Stadt hatte er im Schaufenster einer Papierhandlung ein kleines gedrucktes Musikblatt ausgestellt gefunden und um geringen Preis sofort käuflich erworben. Es betitelte sich: »Der Weltverdruß« Nr. 1484, Volkslieder, mit großem Erfolge gesungen von Hans Matauschek, Verlag von Josef Blaha, Wien, Weihburggasse 7. Vorne prangt das Bild des Sängers. Ueber die Vertonung findet sich der Vermerk: Arrangiert von L. Gruber. Aber nun zum Text! Aus sechs Strophen sind drei geworden. Das ist jedenfalls gut. Denn die Aneignung meines Gedichtes, ohne mein Wissen, ging auf eine so barbarische Weise vor sich, so unbeholfen, plump und – was das unbegreiflichste ist! – mit solcher Beleidigung gerade der echten Volksmundart durch matte hochdeutsche Flickwörter, daß diese Stümperei der ärgste unerlaubte Griff in mein geistiges Eigentum ist. Der Verfasser dieser Verstümmelung wird überhaupt gar nicht genannt. Aber das Lied wurde – mit großartigem Erfolg gesungen! Wenn dies – und die Tatsache ist ja nicht aus der Welt zu schaffen! – von dieser Verballhornung gilt, wenn diese verbänkelte Kopie die fröhlichen Wienerherzen »beim Heurigen« wirklich so warm begeistert hat, daß man es in den Schenken auf den »äußeren Gründen« der Großstadt beifällig begehrte, dann ist es tatsächlich in dieser Art, in diesen Kreisen ebenso zum »Volkslied« geworden, wie es, gottlob! – unverfälscht in Wort und Weise als mein Lied bei meinen lieben Landsleuten ob der Enns, in Steiermark oder in Kärnten lebt.

Nur, daß nicht ein neuer Stiefvater mir das Kindlein künftig wieder maskiere, will ich – in aller Bescheidenheit – Text und Melodie der ersten Strophe hier beifügen:

»Der Weltverdruß«.

Mir is mei Va - ter gstorbn, mir is mei Mut-ter gstorbn,

220 i han koa Schwe-sterl und koa Brü-derl kennt, i bin a
le-digs Kind als wiar a Staudn im Wind,i bin der Welt-ver-
druß, so hams mi gnennt. I bin a le-digs Kind,als wiar a
Staudn im Wind, i bin der Welt-ver-druß, so hams mi gnennt.

Und jetzt will ich den Faden der Erinnerung dort wieder aufnehmen, wo ich ihn fallen ließ.

225 Vielleicht das freundlichste Ereignis meiner Kinderzeit bildete schon am Schlusse meines ersten Studienjahres ein
Brieflein meiner jüngeren, mir unter den Geschwistern allzeit am nächsten stehenden Schwester Luise, welches die
Mitteilung enthielt, die ersten »langen« Ferien brächten mir eine große Ueberraschung. Wir würden nur wenige Tage
noch in Lambach verbringen, denn der Vater habe Schloß Lindach mit Brauhaus und großer Landwirtschaft in der
näheren Umgebung von Gmunden gekauft und wir stünden nahe vor dem Umzug. Ein Schloß! Ein Schloß! In meiner
230 Seele erwachte der schlummernde Stolz des seligen Großvaters, der geharnischte Geist des mütterlichen Ahnherrn,
des Ritters von Steinhauser. Alle Bilder von Burgen, alle Geschichten und Märchen von verwunschenen Jungfrauen
und bösen Drachen durchstürmten mein Herz und ich bildete mir ein, mein guter Vater, der friedliche Landwirt, der
seine Gäste mit Küche und Keller und, wenn er ins Plaudern kam, mit zahllosen lustigen Anekdoten erfreute, müsse
nun so etwas wie ein Burgherr, meine Mutter eine Burgfrau, ich aber ein Schloßjunker werden, vor dem das ganze
235 Dorf in Respekt ersterben müsse.

Daß ich nachher meine guten Eltern, meine schlichten, klugen Schwestern und meinen dicken, gutmütigen, praktisch
denkenden Bruder Karl zu diesen romantischen Ideen nicht zu bekehren vermochte, war durch mehrere Jahre mein
einziges Unglück.

240 Kaum also in Altlambach zu den Ferien eingetroffen, hieß es, die alte Kutsche besteigen und mit den Eltern und Luise
nach Lindach rasseln auf der Straße durch das »lange Holz«.

Die Besitzerin Lindachs war eine – neunzehnjährige – Witwe. Als die Begrüßung vorüber und nach geordneter
Ungelegenheit das »Schlüsselgeld« ausgehändigt war, faßte die Dame mich an der Hand und führte mich hinab in den
Garten, an dessen Ausgang der runde Weiher lag, der durch einen Bach genährt wurde und, kreisrund wie er selber
war, eine runde Insel enthielt, zu der eine flache Stegbrücke hinüberführte. Weidengebüsche um Insel, Weiher und
245 Bach sowie um einen zweiten kleinen Teich und ringsum Rasen gestalteten den ganzen Hofraum hinter dem Schlosse
zu einem erweiterten Garten. Und nun sprach die Dame zu mir: »Junger Mann, jetzt lege ich Ihnen meine geflügelten
Lieblinge ans Herz.« Darauf tat sie einen Pfiff, es quackte, rauschte im Wasser heran und flatterte ans Ufer: es waren
zahlreiche, nicht scheue, aber echte Wildenten. Reinste Rasse der Stockente (*anas boschas*).

Mit solchem Pfiffe sollte ich die Tiere anlocken, manchmal mit Weizenkörnern und Malztrebern füttern und so die
250 Wasservögel zur Brutzeit gewöhnen, ihr Brutnest nicht auswärts, an dem fernen Traumflusse oder auf moorigen
Waldgründen, sondern hier bei Weiher und Teich des Schlosses anzulegen. Ich gab ihr das Versprechen, ihre
Lieblinge zu hegen und nicht grausam abschießen zu lassen und habe es nach ihrer Abreise, soweit es in meinen
Kräften stand, mit Pünktlichkeit und Treue gehalten. Mein braver Instruktor, der die Ferien stets bei uns verbrachte,
Johann Pichler, ein Stadlinger, schleppte mir alle naturgeschichtlichen Bücher und Bilder über die Wasservögel und
255 ihre Lebensbedingungen zu und ich warf mich mit solcher Begeisterung, ja Einseitigkeit, auf meinen Sport, daß ich
buchstäblich geraume Zeit nur ein einziges Ideal kannte – meine wilden Enten! Ich zeichnete und malte sie in allen
Stellungen, ich belauschte sie in allen Lebensäußerungen, ich lernte quacken wie eine Ente und, weil die Enten
besonders in mond hellen Nächten am geschwätzigsten und geselligsten sind, machte ich durch mein verstelltes
260 Quacken die verliebten Enteriche, die mich im Dunkeln nicht bemerkten, vom Ufergebüsch aus förmlich rebellisch
und eifersüchtig. Der Enterich besitzt bekanntlich kein lautes Quacken, nur eine leise heisere Stimme, also mußte es
eine verwunschene Ente sein, die durch meine Neckerei den lustigen Zauber bewirkte.

Und nun wurde ich auch noch erfindungsreich. Aus meinem Buche erfuhr ich, daß die Entenweibchen kein festes Nest
bauen und oft ihre Eier an verschiedenen, nicht günstigen Stellen verlegen. Aehnlich wie die Hausenten. Zwischen
Ostern und Pfingsten, wo die Brütezeit eintritt, machte ich einfache, tellerförmig flache Riedgrasnester am Ufer. Wie
265 man dem zahmen Geflügel, den Hennen, damit sie ansitzen, Eier vorlegt, so legte ich in jedes Nest ein Entenei. Aber –
nun kam die Schwierigkeit! Ich hatte nur über Hausenteneier anfänglich zu verfügen. Diese sind von weißer, reiner
Farbe. Das Wildentenei ist graublau mit zarter Marmorierung. Was nun tun? Ich ließ durch die Köchin mehrere
Hausenteneier mit einer Nadel durchstechen und sorgfältig den Inhalt ausblasen, damit er nicht faule. Dann tauchte ich
meinen Pinsel in Berlinerblau und Kremserweiß, trug die Mischung licht und wässerig über die Schale auf und
270 erzeugte die Marmorierung mit leichtem Darüberstreichen der inneren Handfläche. Die zarte Faltung der
menschlichen inneren Handfläche mit geschickter Drehung, gibt dem feuchten Anstrich jene täuschende
Marmorierung, die rasch eintrocknet. Solche leere, bemalte Eier legte ich – je eines – in die künstlichen Ufernester
und erlebte bald die Freude, daß, besonders auf der Insel, die List größtenteils gelang, und dem Neste bald junge

Entlein mit der glücklichen Mutter entwackelten.

275 Die Tiere wurden mir so anhänglich, daß beispielsweise eine Mutterente, die dem Neste entstieg, ihre Kinder ins Wasser führte, um sich ein wenig auszuflügeln, nach so langer – dreiwöchentlicher – heißer Sitzung im Neste, ihre Schar dicht vor meinen Fuß heranbrachte und dann sich in die Lüfte hob, um erst nach einer Viertelstunde in großen Kreisen wieder zurückzukehren und mir die Kinder abzunehmen. Eine andere Wildente, welche uns über drei Wochen abgängig gewesen war, und, wie mir Bauersleute verraten hatten, in einem Waldmoore, eine halbe Stunde Gehweges
280 von Lindach entfernt, ihre Eier gelegt und neun Entchen ausgebrütet hatte, kam eines Morgens zu Fuße über Felder und Wiesen daher mit all ihren Kindern gewandelt und erbrachte selbst für die bösesten Zweifler den besten Personalausweis durch ihre Zahmheit und Zutraulichkeit, mit der sie das Futter, das ihr meine Schwester Luise streute, entgegennahm.

Auf diese Weise wurde ich überhaupt ein großer Tierfreund. Die Hühner, die Enten, die Pfauen, die Singvögel waren
285 meine guten Freunde. Aber höher als alles stand mir die Natur in Wald und Feld und – meine Bücher. Mein Schlafgemach hieß die Bibliothek. Da ein Ritter aber auch reiten muß, so freute ich mich königlich, als der Vater die prächtige Stute Fanny, ein Reitpferd, in Gmunden gekauft hatte, zunächst für seine Geschäftsausflüge als leichtes Wagenpferd. Ich bediente mich der praktischen Beihilfe meines guten Bruders, es heimlich, wenn der Vater abwesend war, zu satteln und zu zäumen. Welche Wonne, durch Feld und Wald an schönen Hochsommertagen dahinzureiten
290 zwischen schattigen Obstbäumen, an ruhigen Bauerngehöften vorbei. Ich hatte eben vieles von Don Quichote im Leibe!

Und nie vergesse ich ein komischgefährliches Ereignis. Im Pfarrhofs war auf kurzen Besuch die sehr junge und sehr hübsche Schwester des geistlichen Herrn, Fräulein Maria, eingezogen. Durch meine Enten und Hühner konnte ich wenig Eindruck auf sie machen. Sie besuchte hie und da meine Schwester Luise, beachtete mich aber verhältnismäßig
295 wenig. Mein Bruder mit seinem großen Schnauzbart und seiner Gitarre war jedenfalls imponierender. Um also die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken und darzutun, daß ich über die Knabenzeit hinaus sei, ließ ich mir eines Morgens von Bruder Karl die Fanny besonders flott satteln und jagte, weil ich das Fräulein am Fenster vermutete, auf der holperigen Bauernstraße am Pfarrhause vorüber. Aber das Unglück wollte es, daß gerade in diesem Augenblicke ein beladener schwerer Mistwagen mir zur rechten Seite entgegenkam, bei enger Krümmung des Weges. Ich riß das Pferd
300 zur Linken, dieses aber, im vollen Laufe, stolperte über einen mächtigen Steinblock und stürzte mit mir zu Boden. Wie glücklich der Fall auch endete, wie rasch ich auf den Füßen stand und das Pferd in die Höhe brachte, – der Sattel war unter den Bauch gesunken, mein Reiterstolz war vernichtet, mein Nimbus auf immer zum Teufel gegangen vor der Schönen.

War es da ein Wunder, wenn ich auch bei meinen anderen ritterlichen Anschauungen wenig Verständnis fand? Es
305 empörte mich, daß oft wohl von unseren Kühen und Ochsen, von unseren Stallungen und Scheunen, von unserem Brauhaus, das mein Bruder verwaltete, niemals aber etwas von der Geschichte des Schlosses gesprochen wurde. Eines Tages entdeckte ich auf dem finsternen, alten Dachboden ein großes, ehrwürdiges Oelgemälde im vergoldeten Rahmen. Im Triumph schleppte ich es herab. Es war ein Jagdbild, mit guter Kunst gemalt. Ein Jägersmann in der Tracht der Zopfzeit beugte sich über einen Zaun nach vorne zu, um vom Boden einen prächtigen erschossenen Fuchs
310 emporzuheben.

Das Bild entzückte mich, ich reinigte es vom Schmutz und Staube und hing es zu den offenbar gleichaltrigen großen Gemälden im Flur des ersten Stockwerkes andächtig auf. Als ich es nun aber näher betrachtete und die verdunkelten Farben in der öligen Feuchte sich wieder belebten, da sah ich, daß der Maler das Bild lokalisiert hatte, wohl zu Ehren eines längst vermoderten Schloßbesitzers. In der Ferne, hinter dem Zaune, sah man deutlich Schloß und Kirche von
315 Lindach. Nahezu in derselben Gestalt, wie gegenwärtig. Nur der Garten am Weiher war, statt mit einem Lattenzaune, mit einer Mauer umgeben, an deren zwei äußeren Ecken sich runde Türme befanden. Also – Lindach war einstmals ein wehrhaftes Schloß! Ein wehrhaftes Schloß! Und die prosaische, glatte Zeit hatte seinen Wehrschmuck niedergerissen! Wie war diese Sünde, dieser Ungeschmack wieder gutzumachen?

Mein Bruder verlachte mich, als ich mich seiner Beihilfe versichern wollte. Meine Schwestern zuckten die Achseln.
320 Amalie, die ältere, dachte mehr an ihren Bräutigam, als an meine Schrullen.

Nur meine, übrigens uns alle an Vernunft übertreffende Mutter hatte so viel Nachsicht, daß sie es liebevoll zu überhören schien, wenn ich beim Frühstück oder Mittagsmahl zum Lachen des Vaters meine Gedanken laut werden ließ, wie man unseren Garten wieder mit Mauern und Türmen versehen müsse. Ich gebe zu, es war eine Torheit. Aber diese törichte Träumerei wurde mir im Laufe der Jahre zu einer ungeahnten Quelle des Vergnügens. Ich wußte nur
325 damals nicht, was mich an Mauern und Türmen so anheimelte und reizte. Viel später erst lernte ich ein gelehrtes Buch kennen, das in Bildern die Entwicklung des deutschen Burgenbaues anschaulich an geschichtlichen Denkmälern darlegte. Ich studierte es gründlich und erweiterte meine Kenntnisse auf Wanderungen und Reisen so leidenschaftlich, daß ich heute imstande bin, das Eingangstor einer längst verfallenen, ja verschwundenen Burg, nach den Umständen der Lage des Ortes und nach den Gesetzen der mittelalterlichen Verteidigung genau zu bestimmen. Wahrhaftig, ich

330 lebte seit diesen Studien in einer Welt von wahren Luftschlössern. Ja selbst in dieser Stunde noch wissen meine vertrautesten Freunde, daß ich dieses Sportes nicht mehr entraten kann und wo ich bin und weile, nach alten Gebäuden spähe, und, wo sich eine Spur verschwundener Baudenkmale zeigt, ihr liebevoll nachgehe. Unzählbar aber sind die Hügel und Höhen, auf denen meine spielende Phantasie ihre geträumten Luftschlösser erbaut hat. Ein altes Städtchen ist mein höchstes Entzücken.

335 Mein »Stefan Fadinger«, der heimatliche Bauernheld des siebzehnten Jahrhunderts, wäre mir nie so lebendig geworden, wenn ich nur die Zeitgeschichte aus Büchern, nicht den ganzen Schauplatz jener Ereignisse auf einer fröhlichen Wanderung mit meiner jungen Frau von Gau zu Gau, in Feld, Dorf, Markt und Stadt, Bauernhaus und Wirtshaus, studiert hätte. Auf dem Maierhoferberg, wo die Nachkommen des Bauernführers Zeller in einer Nebenlinie noch heute siedeln, fand ich die bildhübschen Modelle für die »Gretel« und ihren Bräutigam. Immer steigt ein Segen
340 und eine Urkraft für den Dichter aus der Erde empor, deren Gestalten er beleben und festhalten will. Poet und Land gehören zusammen.

Um aber nochmals auf meine Gymnasialzeit zurückzukommen, so bekenne ich gerne, daß mir nach so idyllischen
345 Sommerferien die Rückkehr nach Kremsmünster und in den Hungerturm in den ersten vier Jahren geradezu schrecklich war. Der Gegensatz zwischen Freiheit und Überwachung, Heimat und Fremde, Bummelei und Schulzwang hat wohl für jedes junge Geschöpf etwas Unfreundliches. Meine Natur hatte aber etwas Ueberspanntes, Exaltes – Liebe oder Haß – etwas Drittes verstand ich nicht. Und so fühlte ich mich oft sehr unglücklich. Aber die Zeit hat eine unbemerkt gewaltige Macht. Abgesehen von den Veränderungen, die sich später in meiner Familie zu
350 entwickeln begannen, übte das Zusammensein mit guten, lieben, auch originellen Kameraden einen immer mehr wachsenden Zauber. Waren wir das Jahr über in unserer Vorstellung Gefangene, so bewährte sich allmählich das Sprichwort an uns: Geteilter Schmerz ist halber Schmerz. Bald sollte es bedeuten: Gemeinsame Spitzbüberei ist Seligkeit!

Die Umgebung von Kremsmünster ist ein fruchtbarer, ländlicher Garten. Am Saume der Felder und auf den Wiesen
355 um die Bauernhöfe gab es eine Fülle von Baumfrüchten. Nach dem Sprichwort: »Ein Student und ein Hund frißt jede Stund'« benützten wir unsere freien Spaziergänge zu kleinen Raubzügen. Daß uns das Landvolk mit seinem angeborenen Mißtrauen oft sehr unfreundlich verjagte, ist nicht zu verwundern. Ein gewisser »Leister«, dessen Geistesgegenwart in kritischen Augenblicken unter uns berühmt war und der später höchst würdevoll zu einem hochgeachteten Pfarrherrn sich entwickelte, soll sein Feldherrntalent der Sage nach bei folgender Gelegenheit erprobt
360 haben. Einige Jungens in seiner Begleitung erkletterten einen hohen Baum, um ihn zu plündern, will sagen, die Früchte herabzuwerfen. Der Baum stand dicht neben einem Ackerfelde, wo gearbeitet wurde, weshalb der Raubzug in möglicher Stille und Unbemertheit vollbracht werden sollte. Leister stand als Wachtposten am Fuße des Baumes. Das Knacken der Aeste aber und vielleicht einige unvorsichtig herabgerufene Worte lockten die mißtrauische alte Bäuerin vom Felde herbei, nachzusehen, was es da gebe. Auf einen Wink Leisters hielten sich die Jungens vorsichtig
365 in der Baumkrone still geduckt und versteckt. Hätte sich ein Einziger gerührt und verraten, so hätte die Alte Lärm geschlagen und die Arbeiter wären herbeigelaufen. Als sie Leister ruhig stehen sah, trat sie an ihn heran und fragte ihn, was er da stehe und sehe. Mit philosophischer Ruhe faßte sie der Schlaue an der Schulter, drehte sie mit besorgter Miene nach der entgegengesetzten Richtung des Ortes, deutete mit dem ausgestreckten Arme in die Ferne und sagte mit stoischer Ruhe: »Da schau' hin, Weiberl, hast's auch gehört? Geh' heim! Ein fürchterliches Wetter kommt dort
370 unten herauf von der Donau.« Während die Alte abgewendet und ganz verblüfft nach der Donau (die übrigens gar nicht in der Gegend von Kremsmünster fließt), zu schauen gezwungen war, stieß er einen Pfiff aus, die Jungens rutschten und sprangen blitzschnell wie Eichkätzchen vom Baume, und ehe die Alte zur Besinnung kam, war die kleine Rotte verschwunden samt ihrem Führer.

So gerecht die Entrüstung dieser Bäuerin gewesen sein mag, so ungerecht und empörend erschien uns das Benehmen
375 der sogenannten »Major-Jettel«. Diese Alte – ich weiß nicht mehr, ob Frau, ob Jungfer, bewohnte ein buchstäblich vom »Zahne der Zeit« zernagtes, mit faulen Schindeln gedecktes, abschreckend (wie sie selbst) häßliches Häuschen mit einem Nutzgärtlein davor. Der elende Staketzaun, zermürbt und geflickt, hätte schwerlich unsere hurtigen Füße oder Hände gehindert, rasch einige der frischen Rosen, Nelken oder Fliederblüten zu erhaschen, wenn nicht ihr ewig wachsames, böses Auge sozusagen Tag und Nacht auf der Lauer und ihre noch böseren, bissigen, blaffenden und
380 quiekenden Pintscher auf der Wacht gewesen wären. Ohne daß wir auch nur den Zaun berührten, ging jedesmal bei unserer Annäherung ein wütendes Gebell und Gefletsche ihrer Bestien los, und wie die Hexe von Endor erschien sie selbst augenblicklich hinter dem Fenster und schrie in den höchsten Tönen eine Sturmsalve von Drohungen und Schmähworten heraus, daß wir, nicht aus Furcht, sondern aus natürlichem Abscheu vor dieser Hexe kehrtum machten.

Viel bedenklicher aber entwickelte sich unser Verhältnis zu den Gesellen und Lehrlingen des bürgerlichen Gewerbes.
385 Die Rauflustigen unter uns, die diesen Kindern der körperlichen Arbeit den Spotttruf »Philister« entgegenwarfen,

entzündeten die Feindschaft bis zu gegenseitigen Kämpfen und Ueberfällen, welche, als ein Student in die Tiefe eines Steinbruches gestürzt worden war, sogar das Eingreifen des Gerichtes herausforderten.

Da ich körperlich kein Riese war, und eigentliche Roheit mir allzeit verhaßt blieb, wurde ich in keinen Kampf verwickelt. Wohl aber kam ich einst bei undurchdringlichem Herbstnebel einigen Kameraden, welche von solchen
390 »Knoten« umzingelt standen, durch mein Komödiantentalent und meine Stimmgewalt in komischer Weise zu Hilfe. Sofort erkennend, daß hier eine Minderzahl eingeschlossen sei, stimmte ich ein förmliches Kriegsgeheul an, simulierte in allen Tonarten ermutigenden Zuruf, schrie jedem »Knoten« ins Ohr: »Hallunk, wir haben dich! Kameraden! Sieg! Bravo! Kameraden, herbei! Alles niedergeschlagen! Studenten, heraus! Viktoria!« – wodurch »der Freiheit eine Gasse« entstand, der Ring sich löste, und die Befreiten selber glaubten, ich hätte sie mit einer Hilfsschar
395 herausgehauen. Im Nebel zogen wir unbehelligt davon.

Es geziemt sich wohl, mit einigen Worten unserer Lehrer zu gedenken. Die Dankbarkeit gebietet mir, zu bekennen, daß, wie mangelhaft auch die alte Methode, wie knöchern die vorherrschende Drillart des mechanischen Büffelns, wie vernichtend für manchen die launenhafte Despotie des herrschenden persönlichen Regiments auch war, wir dennoch gerade in der Macht der ausgezeichneten Persönlichkeit einzelner unvergeßlicher Jugendbildner einen Trost und eine
400 Förderung fanden, welche hoch über den bürokratischen, von Jahr zu Jahr wechselnden Methoden und Vorschriften eines späteren Erziehungsjammers stand.

Wie schmerzlich wir auch unter dem Drucke und der Reizbarkeit einzelner Pedanten und Choleriker leiden mußten, diese wenigen hochgebildeten und edlen Männer, ohne Zweifel selbst nicht glücklich, und jedenfalls wenig verstanden, retteten uns Gemüt und Geist und dürfen und können, wie lange sie auch dahingegangen sind, in meinem
405 Herzen nie begraben werden.

An erster Stelle nenne ich meinen geliebtesten Lehrer, den Germanisten *Amand Baumgarten*. Alles, was in mir schlummerte an Sehnsucht und Anlage für das schöne lebendige Wort, für Rede und Rhythmus, für Sinn und Fabel, für Ernst und Andacht, für Hohes und Tiefes, für Fröhliches und Trauriges, sein richtiger Blick, sein liebevoller Eifer, sein strenger Ernst, sein edles Beispiel hat es erweckt, hat es gepflegt, hat es entwickelt. Nur die Verständnislosen
410 konnten seine Geduld, seinen Eifer, seinen gerechten Zorn wunderlich nennen. Sind wir im großen und ganzen nicht alle wunderlich? Um nur ein kleines Beispiel seines unbefangenen Geistes seinem Schüler gegenüber vorzubringen, so erinnere ich mich oftmals seiner wiederholten Aufforderung, ich möge ihm kleine poetische Versuche vorlegen, zu einer Zeit, wo ich mir derlei selbst noch nicht zugetraut hätte. Er mochte nur aus der Natur meiner deutschen Aufsätze derlei vermutet haben. Als ich einst eine kleine Ballade vollendet hatte, oder richtiger, eine Romanze, deren Held
415 Kaiser Karl der Fünfte war, welcher nach der siegreichen Schlacht von Mühlberg und nach dem Tode Martin Luthers aufgefordert wurde, das Grab dieses »Ketzers« zu zerstören, da ließ ich nach der Ueberlieferung den Herrscher diese Tat streng von sich weisen:

420 Und hab' ich den Lebenden vormals bekämpft.
Nicht soll mir's der Tote entgelten.

Ich weiß nicht, wie ein katholischer Ordenskapitular von heute solch' ein halblutherisches Gedichtlein aufnehmen würde. Mein Meister Amandus, die Naivität und Ahnungslosigkeit meiner Natur kennend, tadelte und lobte nur Fehler und Vorzüge der Arbeit, nicht den Stoff, und ermunterte mich weiter. So hoch stand sein Geist und sein Herz über der
425 damaligen dumpfen Unduldsamkeit und blinden Glaubensbeschränktheit, ohne aber im geringsten anderseits von jenem falschen Liberalismus verdorben zu sein, der unsere geistreichen Kreise später zu willigen Knechten eines internationalen Nihilismus gemacht hat. An solch einen Lehrer denkt die Erinnerung mit unauslöschlicher Dankbarkeit zurück.

Ueber seine gelehrte Disziplin in germanistischen Fragen war die damalige Unterrichtsleitung von solcher
430 Hochschätzung erfüllt, daß sein Urteil stets von Gewicht war. Als edler, lyrischer Poet und verdienstvoller Sagensammler wird er seinen Ehrenplatz dauernd bewahren. Mir war er ein Erlöser.

Eine zweite, unbedingt Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit, die den Stempel des echten Genius auf der geistvollen Stirne trug, war unser Klassenvorstand in der Ultima, Beda Püringer.

Er war ein ausgezeichnete Historiker und Philolog. Als Lehrer betätigte er sich zu meiner Zeit im Obergymnasium
435 nur in den Fächern der lateinischen und griechischen Sprache. Und diese Stunden waren unsere höchste geistige Erhebung und Erquickung.

Hatte uns sein Vorgänger Edmund, ein kleines, dürres Männchen mit einer Warze auf der Nase, der niemals lachte, mit seinen grammatikalischen Paradigmen und Notizen, seinen Mördergruben von Ausnahmen und Unregelmäßigkeiten der Grammatik zur hellen Verzweiflung gebracht und mir einen förmlichen Abscheu vor den

440 geschundenen Klassikern beigebracht, weil auf jede Zeile Textes zehn Zeilen grammatikalisch syntaktisch
philologisch historisch dialektischer Beherzigungsnotizen folgten, die absolut gebüffelt werden mußten, – so wußte
uns Beda mit kurzen wesentlichen Winken, ohne jeden pedantischen Ballast in den Geist und die Schönheit der
antiken Dichtung einzuführen. Spielend ging er, wo es sich geziemte, über den Rahmen des Schulhorizontes hinaus
und suchte durch Heranziehung sinnverwandter Beispiele aus Kunst und Geschichte uns in eine höhere Region des
445 Verständnisses und der Empfindung zu erheben. Und hier zeigte sich, daß die Jugend für *wahre* geistige Wohltaten
Verständnis und Dankbarkeit besitzt. Während manche unserer Lehrer mit komischen, einige sogar mit wahrhaft
greulichen Spitznamen bedacht waren, erhielt und behielt er den Ehrennamen »*Beda venerabilis*«.

Ueber seiner Vergangenheit lag, wenigstens in jener Konkordatsperiode, für uns ein verhüllender Schleier. Er soll im
Jahre 1848 als Abgeordneter in das deutsche Reichsparlament gewählt worden sein. Die Betschwestern behaupteten,
450 er habe dort für die Aufhebung des Zölibates gestimmt. Ich kann es nicht verbürgen. Ebenso wenig Sicherheit besitzt
eine mündliche Mitteilung, daß er, von dort zurückgekehrt, bei seinen Obern in tiefe Ungnade fiel, auf sein geliebtes
Lehramt verzichten mußte und auf entfernte Bauernpfarren verschickt wurde.

Im Buchhandel längst vergriffen ist seine Dichtung »Der Christbaum«, ein Poem im Geiste von Schillers Glocke,
welches das gesamte menschliche Leben darstellt. Es ist Görres gewidmet.

455 Bei der damaligen strengen Reaktion und dem unduldsamen Klostergeiste konnten wir nur einige lateinische Gedichte
und eine 1850 als Gymnasialprogrammarbeit erschienene musterhafte Abhandlung, betitelt »Ueber das Wesen der
Dichtung«, kennen lernen. Später, nach vielen Jahren, wurde mir von einem Landsmanne mitgeteilt, daß Beda, der
mittlerweile Gymnasialdirektor und später Bibliothekar des Stiftes geworden war, nahe daran war, mit Bewilligung
seines Abtes (Coelestin Ganglbauer) bei Buchhändler Fink in Linz seine gesammelten Schriften in Druck
460 herauszugeben. Zu früh erlag er jedoch einem Herzleiden.

Das geistige Eigentum des Dichters und Gelehrten ist verschollen. Und nun folge das geistige und leibliche Gegenbild
Bedas.

Ein unersetztes, wohlbeleibtes Männchen, zuckend und nervös im Gesicht, mit einer blechernen, schnarrenden
Stimme, ewig schwankend zwischen halber Verlegenheit und plötzlich ausbrechendem Zorn, immer in Angst um
465 seine Autorität, aber auch maßlos in Rache, so steht Siegmund Fellöcker, der Physiker, dessen Lehrbuch wir büffeln
mußten, unauslöschlich in meiner Erinnerung. Er trug den Spitznamen »der Bauch«. Wie oft er sich an meinen langen
Haaren vergriff, wenn er mich in der Zwischenpause außerhalb der Schulbank traf, habe ich glücklich vergessen.

Seine Aufgabe war es, uns zu physikalischen Experimenten in den hiezu eingerichteten altberühmten astronomischen
(oder, wie er im Volksmund hieß) mathematischen Turm zu führen.

470 Die Stunde, in der er das Sonnenmikroskop zur Darstellung zu bringen pflegte, war für ihn die gefährlichste Probe
seiner Autorität, für seine Schüler die süßeste Rache für unwürdige Behandlung. Im Hochpunkte dieses, bei
verschlossenen Fensterladen in schwärzester Dunkelheit sich vollziehenden Experimentes kam – wenn auch ohne
Schaden – sein nicht allzusehr beliebtes Bäuchlein in ängstliche Bedrängnis. Wieso? wird man fragen. Versetzen wir
uns also in jene denkwürdige Lehrstunde hinein. Am oberen, schmalen Ende einer langen Tafel, deren Längsseiten
475 beiderseits von den Schülern in dichter Reihe umstellt sind, steht der Professor, das Gesicht gegen die Tafel, den
Rücken gegen das hohe Turmfenster gekehrt; neben ihm, als hilfreicher Famulus, der dienstbeflissene »chemische
Josef«.

Die blecherne Stimme ruft scharf und fast drohend, während er an die Brille greift und mit der Oberlippe nervöse
Zuckungen vollzieht: »Also, jetzt aufpassen und ordentlich achtgeben! Wo stehen Sie denn schon wieder, Keim? – –
480 Josef! Schließen Sie die Fensterbalken! – Ich werde durch diese Lichtritze des Fensters einen Floh und eine Laus
vergrößert an die gegenüberliegende Wand projizieren.«

Nochmals warf er einen funkelnden Orientierungsblick auf die Reihen der Schüler rechts und links. Alle standen so
fest und ruhig da, jeder an seinem Platz, wie eine Mauer. Der chemische Josef schloß gehorsam die massiven,
schweren Fensterladen. Aegyptische Finsternis erfüllte den hohen Raum, so daß keiner seinen nächsten Nachbar
485 erblicken konnte. Nur eine schmale Ritze, dort, wo sich der Floh und die Laus im Fensterladen auf Glas eingestellt
befanden, ließ von draußen einen hellen Strahl des Sonnenlichts herein gegen die bezeichnete Stelle hin und malte das
gewaltig vergrößerte Bild des Flohes und der Laus gleich Lindwürmern an die Wand. Eine Zauberei, die uns alle für
wenige Minuten fesselte und regungslos zusammenhielt. Aber die Häupter der Verschwörung wollten den günstigen
Augenblick nicht gänzlich ungenützt vorüberziehen lassen. Von den beiden Enden her rückten sich, wie auf
490 Kommando, die beiderseitigen Reihen, erst kaum um Fußesbreite, dann um einen halben Schritt gegen den Platz des
Professors zusammen. Ein Drängen, wieder ein Ruck, halb freiwillig, halb unfreiwillig, jetzt ein Druck und die
gellende, zornängstliche Stimme des gequetschten Professors rief befehlend: »Josef! Die Laden auf! Licht!« Der im
Dunkeln selbst bedrängte Josef sprang zu Hilfe, riß die Holzladen auf und helles Licht erfüllte den Raum. Alles stand
festgenagelt an seinem Platz, nur der Physikus fuchtelte, ergrimmt über die Ellenbogen, die im Dunkeln sein würdiges

495 Bäumlein nur ganz zufällig berührt hatten. Es hat sich die Sage gebildet, daß dieses seltsame Experiment oft zwei- bis dreimal durch den Schlachtruf: »Josef, Licht!« unterbrochen werden mußte. Niemals aber ist es vorgekommen, daß ein Mensch mit Bestimmtheit schuldig gesprochen werden konnte. Alle Schuld hatte offenbar – nur das Sonnenmikroskop. Mit der Wissenschaft ist nicht zu spaßen! –

Und hier steigt in meiner Erinnerung eine zweite originelle Gestalt empor, die ich wohl hundertmal schneller und 500 erkenntlicher mit dem Bleistift konterfeit habe, als es mit Worten möglich. Eine groteske, aber eine durchaus gutherzige Gestalt. Es ist Maurus, unser Direktor, unser Geschichts- und Griechisch-Professor. Wir nannten ihn Hinz oder auch Murner. In der Ferne hatte er allerdings etwas Aehnliches mit einem Katzenkopf. Gottfried August Bürgers Ballade »Der Kaiser und der Abt« schilderte etwas von seiner Erscheinung in den Versen:

505 »Wie Vollmond erglänzte sein feistes Gesicht,
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht.«

Auf dem Kopf trug er eine Perücke. Die Augen waren klein, grau und ewig tiefend hinter der Brille, die er beim Lesen oder bei intemem Gespräche auf die Stirne schob. Die Nase war stumpf und durch beständiges Schnupfen etwas 510 emporgeschoben. Sie, sowie das ganze gerötete Gesicht durch Blatternarben gleichsam porös wie ein Schwamm. Der Mund mit dem falschen Gebiß war breit, aber sehr sprechend, mit Krümmungen je nach Bedürfnis: feierlich, verächtlich, sprachlos, schlau lächelnd, wohlwollend gerührt. Das Kinn doppelt. Die Ohren fleischig massiv. Ein Gesicht, das die Unsterblichkeit verdient hätte durch Stift und Pinsel.

Er selbst nannte sich in großen Momenten, so beim Abschiede der Maturanten, »Vater Maurus«. Er war eine eruptive, 515 dramatische Natur, nicht so sehr im Geiste, als vielmehr in der Körperlichkeit. Alles an ihm war sprechend. Die hohe Gestalt, die feisten Hände, der Blick, das stöhnende Atmen, die Tonskala der Rede, ganz besonders aber die Nase. Da er nämlich alle zehn Minuten eine tüchtige Prise mit dem Daumen in ihre stets gefüllten Löcher schob, so entbehrte sie fast beständig der nötigen Luft und rächte sich dadurch furchtbar, daß sie, sobald er pathetisch wurde und beim Vortrage in einen Furor geriet, laut zu pfeifen anfang und ganz vernehmlich den Jubelruf »i« ausstieß. Das war keine 520 geringe Respektsprobe für die Neulinge seines Hörsaales. Um das Lachen zu verbeißen, verschwand mancher Kopf anfangs unter der Schulbank oder hinter dem Rücken des Vordermanns. Auch sprach er gern in Hyperbeln. Bei Ludwigs des Sechzehnten Hinrichtung ließ er »tausend Trommeln« wirbeln. Ja, der böse Leumund behauptete hartnäckig, er habe eine Stelle aus Homer, um heftiges Weinen hervorzuheben, mit den Worten übersetzt: »Er brannte eine Träne los.« Verbürgen kann ich das allerdings nicht. Wenn man zu ihm *ex officio* kam, so ließ er den Besucher 525 oftmals vergeblich klopfen, bis ein majestätisch gedehntes »Herein!« den Eintritt gestattete. Aber auch dann blieb er über seinen Schreibtisch gebeugt in emsiger Arbeit sitzen und sagte nur wohlwollend: »Etwas Geduld! Ich habe nur noch an die hohe Statthaltereie zu berichten.«

Er gebärdete sich bei solcher Gelegenheit gerne als etwas an den Augen leidend. Und da wurde denn folgende Anekdote erzählt. Er berief einen gewissen Schüler Liedel. Als dieser klopfte, rief er: »Herein.« Liedel trat vor und 530 verneigte sich. Da schob Maurus die Brille unter seinem grünen Augenschirm empor, wischte sich mit dem großen blauen Sacktuch die chronischen Tränen hinweg, blickte den Schüler zwinkernd an und sagte majestätisch: »Ja, wer sind Sie denn eigentlich? Ich kenne Sie ja gar nicht, Liedel!« Liedel stand sprachlos.

535 Manches Mal wurde er köstlich satirisch und witzig.

So hatte ich in der siebenten Klasse das Verbrechen begangen, an ein Zeitungsblatt der Stadt Wels ein Kneipgedicht einzusenden. Es sollte eine Verspottung der »Philister« sein, welche einen studentischen Kommers unglücklich nachahmten. Der Titel hieß »*Quod licet Jovi, non licet bovi.*« Das Blatt war in aller Händen. Ich hatte mich mit meinem Kneipnamen »Franz Moor« unterzeichnet, der dem Lehrkörper kein Geheimnis war. Jede Veröffentlichung 540 eigener, nicht schulmäßiger Geistesprodukte war ein Delikt gegen die Statuten. Eine Rüge wurde mir nicht zuteil. Aber am Schlusse des Semesters, beim Examen, wurde ich gerufen und aus Homer geprüft. Maurus fragte mich plötzlich bei einer Vergangenheitsform: »Was ist das? Ist das der regelmäßige Aorist?« Ich sagte feierlich: »Das ist der poetische Aorist!« »Richtig!« ruft Vater Maurus; blickt mich höhnisch an und sagt mit erhobener Stimme: »Denn – *Quod licet Jovi, non licet bovi!*« Seine Nase piffte ein hochgestrichenes »i« dazu – und alles lachte.

545 Ein hellbesonnener Schwarm von unvergeßlichen Gestalten zieht an mir vorüber, wenn ich jener frühen Jugendzeit gedenke. Was für ewige Freundschaften haben wir da nicht geschlossen! Wie viele goldne Hoffnungen haben wir da nicht gesät! Wo ist der Kreis der lustigen Gesellen? Wo sind die Hirngespinnste und Phantasien, die des Lebens Nüchternheit, Klugheit oder Unbarmherzigkeit bei den meisten von uns vertilgt, geschwächt, oder in ihr Gegenteil

verfuscht hat! Wie wenige sind glücklich, wie wenige sich selber treu geblieben! Wie viele fanden längst ihr Grab!
550 Einer aber lebt noch froh und guter Dinge! Diesem bin ich vor allen den herzlichsten Dank schuldig. Hätte mich mein Schulgenosse Johann Schauer – nachher ein gewaltiger Jurist und Bürgermeister, obendrein ein hochbegabter Maler – nicht vor dem Tode des Ertrinkens gerettet, dem ich schon verfallen schien, so wäre mein Dasein ein allzu früh vom Zweige gesunkenes, vergessenes Blatt geworden. Diese Tat gesegne ihm Gott!

Und ein zweiter ist mir lieb und treu geblieben bis an seinen Tod, mein Kollege Gustav Lott, der Frauenarzt. Also seid
555 nochmals begrüßt, ihr fröhlichen Schatten, besonders ihr, meine zeitweiligen Stubengenossen, Krako, du Schalk, später feiner Humorist und hochverdienstlicher Landesarchivar! Holter, du tapferer Achill im Kampf, jetzt Volkserwählter! Harant, grimmer Boxer, jetzt auf deinen Lorbeeren ruhender Rechtsanwalt, Stankerl Gruber, Spartaner, jetzt Vater magyrisch entfremdeter Kinder! Reidinger, du allzeit gemüthlicher Tabakpfeifenraucher! Du bist später ein wackerer dichtender Dechant geworden! Freund Styr, du bist närrisch und elend gestorben! Wie gerne
560 möchte ich euch alle noch einmal zurückbeschwören. Aber ihr kommt nicht mehr. Der Bürgermeister sitzt in Wels oder zu Linz im Landtag. Harant sitzt im Ruhestand zu Steyr. Mein lieber treuer Gustav Lott, der Hochschulprofessor und Frauenarzt, in Wien, der allein von allen mit mir in engster Berührung geblieben war, ist vor kurzem uns vorausgegangen zur ewigen Ruhstatt. Einen aber will ich noch emporrufen, obgleich er uns allen längst als Jüngling ins Grab vorausging, einen armen, guten Gesellen und – Dichter! – Josef Fehringer, ich gedenke dein! Ob sie in unsrer
565 gemeinsamen Heimat dich nicht vergessen haben – ich weiß es nicht. Du warst zu jung, zu ärmlich und unstät, zu dämonisch verwildert durch Schicksale, als daß du uns ein Buch deiner landfahrigten, niemals gesammelten, am Wege verlorenen Lieder hättest hinterlassen können, bevor du, fern von deinem Vaterhaus, nahe bei Wien, ich weiß nicht wo, begraben wurdest. Einstmals, beim Wiedersehen – du kamst als Marodeur nach dem Feldzug von 1859 nach Kremsmünster zurück – gabst du mir zwei kleine Blätter, mit blasser Tinte beschrieben, kurz, eh wir uns wieder
570 trennen mußten.

Ein einziges Gedicht, das du Heimatloser niederschriebst, will ich diesen vergilbten Blättern entnehmen und will es in diese Erinnerungen flechten als Lorbeerkranz treuen Gedenkens an dich, du Frühgeschiedener!

Andalusische Sehnsucht.

575

Könnst' ich wieder doch den blauen
Glutdurchwogten Himmel schauen
Von des Guadalquivir Strande!
Oed' und traurig ist's geworden
580 Mir im nebeligen Norden,
In dem feuchten, kalten Lande.

585

Möcht' ins Land der stillen Myrten
Wieder ziehn, wo's Lied der Hirten
Tönt zum Klang der Mandolinen; Wo auf luftigen Geleisen
Südens wollustreiche Weisen
Zitternd mählich meerwärts rinnen.

590

Wo Aegyptens braune Truppen
In phantastisch schönen Gruppen
Lagern auf den weichen Triften,
Und im holdgeschlungenen Reigen
Mädchen Wuchs und Schönheit zeigen,
Goldgegürtet an den Hüften.

595

Möcht' Sevillas Prachtpaläste
Wiedersehen, deren Feste
Rauschen, ambraduftumfächelt;
Wo dem festlichen Gepränge
600 Einer heitern Menschenmenge
Ewig rein der Himmel lächelt.

605 Wo in mitternächtiger Kühle
 Schlummernd in dem Rosenpfühle
 Die Alhambra Märchen träumt,
 Wie an ihren prächtigen Toren
 Einst die goldumflirten Mohren
 Ihre Schlachtenross' gezäumt.

610 O ihr Gau'n, ihr reizereichen,
 Seid am besten zu vergleichen
 Einem schön geschmückten Altar,
 Drauf von Südens hehren Söhnen
 Weihrauch duftet heitern Schönen
615 Von Murena bis Gibraltar.

Diese Verse eines Gymnasiasten, im Kolorite Freiligraths, lassen sie uns nicht erkennen, daß ein besseres Schicksal als Armut und Heimatlosigkeit, daß die glückliche Sonne eines längeren Lebens, Mannesreife und Erfahrung aus dem Schönbegabten, Vielversprechenden einen wahren Dichter erzogen hätten? Josef Fehringer, ruhe sanft! Dein
620 Gedächtnis will ich heilig halten.

Und nun nehme ich von Kremsmünster Abschied, indem ich zum Schlusse noch jenes unvergeßlichen Kommerses gedenke, den wir Oktavaner und Septimaner zur hundertjährigen Gedächtnisfeier der Geburt Friedrich Schillers, mit löblicher Zustimmung des Lehrkörpers in unserer Stiftskneipe festlich begehen durften. Man hatte mir das Präsidium übertragen und ich eröffnete das Fest mit eigenen Versen. Der große Gedanke deutscher Zusammengehörigkeit, der
625 damals die ganze gebildete Welt durchbrauste und das Jahr 1859 zu einem Markstein unseres Volksbewußtseins erhob, zitterte auch durch unsere jungen, frohen Herzen und wirkte das erste große Wunder in meiner Brust, das die folgenden, zweifelvollen, oft bitterbösen Jahre nicht mehr verdunkeln konnten: die Ahnung, daß wahre Kunst und Nationalgefühl Zwillingsschwestern sind.

Als ich im Herbste 1860 die Wiener Hochschule bezog, war ich mir am allerwenigsten darüber im klaren, was ich
630 eigentlich werden sollte. Für ein Brotstudium hatte ich nicht den geringsten Geschmack. Von Hause aus ein bißchen verwöhnt, unbekannt mit den Härten des Lebens, vollständig ohne Programm, ließ ich mich in die juridische Fakultät eintragen. Ein Phantast und Träumer, wußte ich nicht, was ich tat. War es die Trockenheit dieses Studienzweiges, war es die Monotonie der Vorträge, ich fühlte mich angeödet, abgestoßen und bis zur Verzweiflung niedergedrückt. Ich floh den Hörsaal, der mir keine Anregung bot, ich schauderte vor den Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuches und
635 stürzte mich nach dem Ziele meiner großen Sehnsucht, – dem Hofburgtheater, um mich selbst zu finden.

Noch lebten meine Eltern in verhältnismäßig nicht ungünstigen Verhältnissen. Waren sie auch inzwischen nach Gmunden übersiedelt und besaßen statt des Schlosses einen bescheidenen Gasthof, – ein junger Mensch von zwanzig Jahren mit Phantasie und Lebenshoffnung rechnet nicht, bevor die Not des Lebens ihn dazu zwingt. Und meine gute Mutter ließ es mir, solange sie es vermochte, an nichts fehlen. Also floh ich das Korpus juris und besuchte um so
640 eifriger die Leihbibliothek Last und das Theater.

Ja das Burgtheater! Das alte Burgtheater! Wer ein Anbeter des heutigen Zeitalters ist, wer das meist schnodderige, aufgedonnerte, nervenaufreizende Theaterwesen von heute als Kunst betrachtet oder als Vergnügen besucht, der ist mit seiner Seele von allen Himmeln des wahrhaft Schönen ausgeschlossen. Es war und ist und bleibt mein hohes Glück, daß ich jene Blütezeit unserer heimischen Bühnenkunst und Bühnendichtung durch Jahre in reichen, vollen
645 Zügen genießen durfte.

Heinrich Laube stand noch im Zenit seines Theaterregimentes und alle Künstler, die wir später »die Alten« nannten, blühten noch oder wirkten mit noch ungebrochener Kraft.

La Roche und Löwe, Anschütz und Wagner, Fichtner und Meixner, Hartmann, Lewinsky, Baumeister und Gabillon; bald auch Krastel. Von den Frauen die Rettich, Bognar, Heizinger, Gabillon; bald auch die Wolter und zuletzt die
650 unvergeßliche Wessely.

In den dramatischen Dichtern war ich wohlbelesen. Ich hatte die meisten längst per nefas in der Mittelschule studiert. Kaum in Wien eingetroffen, nahm ich sofort den größten der Großen, Shakespeare, aufs Korn. Alle Kommentare, wie sie Gervinus, Kreißig und andre nach ästhetischen Theorien vom Stapel ließen, warf ich jetzt unter den Tisch und studierte die großen Tragödien und Komödien in ihrer Lebensfülle von der ersten deutschen Bühne herab. Den
655 gewaltigsten Eindruck empfing ich vom König Lear des herrlichen Anschütz. Damals saß ich, oder vielmehr ritt ich

auf der hintersten Lehne der hintersten Bank der vierten Galerie des alten Burgtheaters. Vier Stunden stand ich bis zum Einlaß, drei Stunden saß ich auf der Schneide der eben bezeichneten Banklehne – und zauberhaft belebt stürmte ich nach Schluß vom Theater ins Michaelerbierhaus, um da noch bei Gerstensaft und »gerösteter Leber« mein irdisches Teil zu kräftigen. Solche Abende waren mein Himmelreich. Sie nährten das verborgene Feuer, bis es später aus mir hervorbrach.

Meine literarische Bildung war von Haus aus nicht schlecht bestellt. Die lyrische Periode, die man meist um das zwanzigste Jahr durchmacht, hatte ich, der Zeitperiode entsprechend, absolviert. Uhland hatte mich erfreut, Lenau begeistert, Heine frappiert. Herzlich erquickte ich mich an Viktor Scheffels urwüchsig deutscher Dichtung. Kinkel, Freiligrath, Geibel, alles was singend und klingend war, hatte ich in meine empfängliche Seele aufgenommen. Schillers und Grillparzers feierliche Lyrik aber wirkte minder tief auf mich. Dagegen wie ein voller Glockenton – Goethe.

Mit strengster Gerechtigkeit darf ich aber von mir selbst behaupten, daß ich mich von jeder frühzeitigen Verseschwelgerei und unfertigen Eigendichtung mit unerbittlicher Selbstkritik fernhielt. Ich hatte längst an befreundeten Talenten, ja an bewährten Tagesgrößen die Wahrnehmung gemacht, daß sie von Lieblingsautoren gleichsam geistig so viel verschluckt hatten, daß sie es – ahnungslos – als Eigenes von sich gaben, während ich fühlte, daß es nur Anempfundenes und Anreflektiertes war. Wie hatte beispielsweise das edle Motiv Gretchens, Faustens und Mephistos in Heines Phantomen und Bizarrerien zur gesuchten Karikatur sich verwandelt! Wie wurde Heines besserer Teil, das Buch der Lieder, von allen lyrischen Zeitgenossen schwächerer Sorte verzapft und verwässert. Ein gleiches geschah ja auch Scheffel und seinen Zwillingsbrüdern Baumbach und Wolff mit ihren kecken Spielmannsweisen und ungereimten, vierfach gehobenen Trochäen in der poetischen Erzählung.

Goethes großes Beispiel, nicht ohne ein inneres Erlebnis zu dichten, hätte manchen Epigonen zum ewigen Schweigen verdammt, wenn er nicht das Roß beim Schwanz aufgezümt und sich selbst Beziehungen und Ereignisse angedichtet hätte, die de facto gar nicht vorhanden waren. Diese Sucht, sich selbst herauszustellen, sich literarisch ins Schaufenster zu stecken, erkannte ich bald als die schlimmste Krankheit unserer Zeit, als die Mutter des Feuilletons, welches dann auch immer besonders von den Halbgeistern und literarischen Handlangern reichlich gepflegt wird. Wer selbst nichts Ausgesprochenes erschaffen kann, der schwätzt oder kritzelt beständig über andere. Diese Sorte von Talenten sind die wahren Eckensteher in der Residenz des Geistes; die Hausierer mit angeblich öffentlicher Meinung, die Messerschleifer der literarischen Unsicherheit.

Wie mir dann sehr frühzeitig bemerkbar wurde, daß der täglich hunderttausendfache Verschleiß dieses Lesefutters durch die Zeitungen nicht nur bei der ungebildeten oder halbgebildeten Menge, nein auch in der sogenannten besseren Gesellschaft, ja vielfach bei den oberen Zehntausend das Verlangen nach guten Büchern völlig wettmachte. Das Pikante, das Sensationelle, ja das Perverse waren ein gesuchtes Vergnügen.

Derselbe Geschmack beherrschte, mit Ausnahme der Hofbühnen, wenn auch unter dem Zügel einer oft nicht sehr weisen Zensur, die meisten Theater der Wiener Vorstädte. Ausstattungsstücke wie die Eselshaut, blöde Travestien berühmter Werke und eine wahre Operettenflut, in welcher als populärste Nixe »Die schöne Helena« Offenbachs am lustigsten plätscherte, rissen das liebe Wienervolk in Scharen zu den Possentempeln hin, während wir jungen Schwärmer die klassischen Vorstellungen der Hofbühne zu unserem Erstaunen äußerst lau besucht fanden.

Der gediegene aber nüchterne Altmeister Laube, der im Julius Cäsar, im Coriolan, im Macbeth oder in Schillers und Goethes Dramen mit alten, oft überehrwürdigen Kulissen arbeitete, lockte nur die Feinschmecker des dichterischen Wortes, nicht den großen, rohen Haufen der Zeittotschläger ins Theater. Die späteren Bühnenleiter erst beuteten diesen verderblichen Hang systematisch aus und ihre Nachfolger sind einzig und allein die Vergifter des Geschmacks geworden aus Gewinnsucht.

Schillers unsterbliches Wort vom »Volk der Phäaken« lernte ich leider gründlich verstehen, wie Grillparzers Anspielung auf das »Capua der Geister«. Und gerade deshalb, weil ich vom Vater her Blut von diesem Blute bin, ohne ein eingeborener, parteiischer Wiener zu sein, weil ich das Leid und Weh, Not und Niedergang meines Volkes an der Donau mitempfunden und mitgelitten habe, fühle ich es als meine Pflicht, hier ein offenes Wort zu sprechen.

Nichts hat dem ursprünglich guten und verständigen Charakter des echten Wienervolkes mehr geschadet, als jene verderbliche, niemals aussterbende Sorte von Volksschmeichlern, welche in Wort und Schrift nicht müde werden, die Volksseele teils durch verdeckte, teils durch grobe und aufdringliche Verhimmelung zu belügen und einzulullen. Gediegene Schriftsteller wie Ferdinand Kürnberger haben dies öffentlich gegeißelt, haben auch dargetan, daß dieser Dunst jenen selbstgefälligen Nebel verbreitete, der, gesteigert durch die blödesten Ausfälle der dümmsten Witzblätter auf alles, was nicht österreichisch, ganz besonders, was preußisch war, uns in jene verkehrte Politik nach außen und nach innen führte, welche uns dem Rande des Verderbens näher brachte, als unsere blinden und programmlosen Weisen sich träumten.

Da ich aber mit der Politik mich gar nicht auseinanderzusetzen habe und – Gott sei es gedankt! – die Logik der

Tatsachen mit eisernen Rädern über die Köpfe dieser schlimmen Ratgeber hinwegging, auch die »deutsche Treue« uns nicht nur über schwere Krisen hinweggeholfen, sondern uns auch über unseren geschichtlichen Weg für die Zukunft belehrt hat, so kehre ich auf mein ausschließliches Gebiet, die Literatur, wieder zurück.

Die Volkssänger, sofern man sie zur populären Gattung einer allerdings geschäftsmäßigen Literatur rechnen muß,
715 spielten zu allen Zeiten in Wien eine durchaus nicht einflußlose Rolle.

Wer jemals auf den grünen Gründen draußen in Neustift, Sievering, Grinzing oder Nußdorf bei einem guten Tropfen in heiterem Kreise bei Sang und Klang einen Abend verbracht hat, der wird gewiß an Leib und Seele ein wohlthätiges Wunder empfunden haben, das ihn auf kurze Zeit befreite und enthaftete vom Drucke des Alltags. Wer etwa gar so glücklich war wie ich, dort in einem Kranze von Künstlern, schönen Frauen und Mädchen das auserwählte Wien zu
720 finden und geniale Musik mit Herz und Ohr zu trinken, der wird das nie vergessen. Dieser Genuß des »Heurigen« ist auf der ganzen Erde einzig.

Aber wer kein solches Sonntagskind ist, wer in Staub und Schweiß als kindergesegneter Ehemann, als müder Arbeiter, als durstiger Tropfenfreund, als zufälliger Bummel die Wallfahrt zur Heurigenchenke unternimmt, um seinen Obolus für Wein und Volksmusik zu opfern, der bekommt außer dem körperlichen Dusel auch manches Mal einen
725 poetischen Fusel, der nicht entstanden ist wie jener ewig junge Wein des ländlichen Volksliedes draußen in den Wäldern und Bergen, wo jedermann singt aus Gottes Gnaden, sondern künstlich gefärbt und geschwefelt ist nach klugen Geschäftsmaximen, von denen die oberste zu lauten scheint: Sänger, du mußt am Wienervolk grundsätzlich alles, sogar das Dümme loben! Ich bin ja selbst ein Humorist und weiß, daß beispielsweise in Heiligenstadt beim Heurigen unmöglich lauter Heilige sitzen können. Ich habe das Lied vom »Alten Drahrer«, ohne selbst einer zu sein,
730 in bester Laune mitgesungen. Denn guter Humor steckt an.

Aber es gibt eine Sorte von Liedern, welche geradezu eine Massenvergiftung unter jenen Gehirnen anrichtet, deren Konstruktion vom Hause aus ohnehin nicht die solideste ist. Je ungebildeter der Mensch, desto eingebildeter. Wer
735 selbst ein Lump ist, der platzt vor Entzücken, wenn er versteckt oder offen, geschickt oder plump, mild oder gepfeffert irgendeine Lumperei in den Himmel erheben hört.

Aber auch dort, wo scheinbar das Gute und Edle des Wieners vom Sänger herausgehoben wird, spürt man manchmal so scharf den Pfeffer der Uebertreibung, daß die gute Absicht wieder vereitelt wird. So ist beispielsweise ein bis zum Unerträglichen aufgetischtes Thema gewisser Lieder »das goldene Wienerherz«. Was muß sich diese weinselige
740 Versammlung über sich selber einbilden, wenn es hier in der Buschenschenke plötzlich belehrt wird, daß die ganze Welt ein Quark ist gegen das Geringste, was so ein »Wienerherz« im Spaß vollbringt.

Eitelkeit ist schon beim einzelnen Selbstverblendung. Wenn aber der Bänkelsänger die höchstgemischte Versammlung bombastisch in den Himmel hebt, so daß selbst der dumme Kerl und die falsche Gans sich als patentierte Mustermenschen fühlen, dann wird das unechte Volkslied zum echten Gift. Dahin gehört vor allem auch
745 jener Gesang voll aufdringlicher Sentimentalität, der die Zärtlichkeit und Liebe einer Wienermutter zu ihrem kleinen Kinde schildert. Das wäre an und für sich etwas ganz Natürliches. Selbst die ans Lächerliche streifenden, aus dem seltsamsten Born der absonderlichsten Mundartgebilde herausplappernden Entzückungen gehören zur Mache, obgleich sie bombastisch sind und Sentimentalität und Komik sich unfreiwillig auf die Fersen treten. Das alles nimmt man hin als – Volksschmeichelei, wie sie in diesen Kreisen verzapft und vielleicht auch begehrt wird von Menschen,
750 die im Leben durchaus nicht so übersentimental veranlagt sind. Nun kommt aber nach jeder Strophe ein Kehrreim, der an – sagen wir – Anmaßung das Höchste leistet. Sooft sich diese Wienermutter vom zärtlich heißen Unsinn ausgetobt hat, singt der Sänger:

755 »Das hat kein Schiller g'macht,
 Das hat kein Goethe g'schrieben« – – –

Das hat natürlich nur so ein weibliches Wienerherz zu sagen verstanden, wie die Erklärung lautet.

Was muß sich der naive, was muß sich besonders der bildungslose Teil dieser schon weinseligen Versammlungen von diesen zwei dummen Kerlen, Goethe und Schiller, denken, die nicht einmal die blasseste Ahnung von der Mutterliebe
760 hatten und sich erst hier beim Heurigen aus solchem Munde belehren lassen müssen! Ich habe dieses Lied immer als einen Faustschlag auf das gesunde Hirn unseres, der Bildung und Veredlung so bedürftigen und gewiß auch höchst zugänglichen Wienervolkes empfunden. Hat der naive »Dichter« so wenig das Leben und die Werke dieser Unsterblichen kennen gelernt, daß er so kühn ist, ihnen sein Geplapper als Kollegium über wahre Mutterliebe

vorleiern zu müssen? Steckt etwa auch in ihm wie in vielen seiner wütenden Beifallklatscher die blinde Wut des
765 literarischen Proletariers über die ihm unausstehlichen Klassiker?

Ich habe aber auch, – gottlob! – die Erfahrung gemacht, daß solche Entgleisungen der falschen Gemütlichkeit, die uns
keine Ehre machen, unter die Ausnahmen gehören. Frischer Witz, kecker Humor, gesunde Empfindung sind der
Grundzug des echten Volkssängertums, und Wurzel und Wipfel dieses Baumes leben und sterben nur mit dem
Wienervolke selbst. Daß ich aber nicht der Wahrheit aus dem Wege ging und meine Warnung vor der Verderbnis
770 dieses zweifelhaften Elementes unumwunden aussprach, wird mir jeder Freund des Volksgesanges danken, wenn er
hört, daß selbst ein Peter Rosegger mir mit Bedauern versicherte, daß selbst die Urheimat des gottbegnadeten
Volkliedes, die Almen Oesterreichs, Steiermarks und Kärntens bereits vielfach ihre edlen altheimischen Weisen und
G'stanzeln mit jenen zotenhaften Bänkeln vertauschen, die vom Prater und den Heuriganschen (nicht selten durch
die naiven Soldaten) in das Land herausgetragen werden. Einst kam das Volkslied von den Bergen in die Stadt; die
775 Millionenstädte senden ihre Bänkelbazillen wieder ins Land und Gebirg hinaus. Heil uns, daß die Volksliedervereine
in neuester Zeit auf der Wacht stehen und daß auch die Poeten der engeren und ferneren Heimat die Reinheit und
Schönheit der Mundart und ihrer poetischen Gedankenwelt hochhalten.

Bei solchen Verhältnissen und dem natürlichen Idealismus meiner Jugend konnte weder das Possen- und
Operettenwesen der vorstädtischen Bühnen, noch das oben bezeichnete Bänkelgeleier und falsche Urwienerswesen
780 mich erfreuen und anziehen. Ich will gar nicht weiter auf den Umstand eingehen, daß für den Sohn des
bodenständigen, kerndeutschen Volkes ob der Enns der Wiener schon damals gar nicht jenen einheitlichen Volkstypus
aufwies, wie ihn diese Lobredner unermüdlich darstellen wollen! Gewiß besitzt die Macht des gesellschaftlichen
Lebens und Treibens, die Schule, die Verwaltung, die Sitte und Tradition einen ausgleichenden Einfluß. Vielleicht
heute, im zwanzigsten Jahrhundert noch mehr, als in der zweiten Hälfte des neunzehnten; weil wir heute durch die
785 Erkenntnis der ungeheuern Versäumnisse in sprachlicher, politischer und nationaler Beziehung aufgerüttelt und durch
die tapfere Arbeit unsrer zahlreichen deutschen Schutzvereine wenigstens zum Widerstande organisiert sind. Aber in
den sechziger Jahren gab es nur Gemütlichkeit oder eine »Hetz«; dazu – unbemerkt von uns allen – infolge der
gedankenlos ausgegebenen Schlagworte von »Gleichberechtigung und Freiheit« eine leise schon beginnende
Enteignung unsres alten, schlecht behüteten, geistigen und materiellen Besitzstandes in den Erbländen. Da liebte ich
790 denn die einzige Insel der gediegenen deutschen Art und Kunst, das Burgtheater, mit doppelter Begeisterung. Und ich
trug meinen letzten Heller hinein, um meine Seele nicht hungern zu lassen; lieber körperlich zu hungern. Es war ja die
Zeit der großen Werke und Künstler. Grillparzers Dramen, durch Laubes Verständnis aus jahrezehntelangem
Schlummer erweckt, wirkten wie ein heiliges Wunder. Die Wolter als Sappho und Medea erschien uns Jungen als die
Priesterin der höchsten Kunst. Selbst Friedrich Halm, der nur ein formalistisches Talent war, wirkte durch den feinen
795 Adel herrlicher Sprache. Die dialogische Feinkunst der besten Franzosen wußte Laube dem idealen Spielplan
geschickt und praktisch einzuflechten, wodurch ein geistiges Gleichgewicht entstand, das immer Gutes, allen etwas
brachte und jede Einseitigkeit ausschloß.

Da saß ich denn einmal und las in einem abgegriffenen Buche der Leihbibliothek auf der Bastei der Löwelgasse die
Tragödie »Maria Magdalena« von Friedrich Hebbel. Sie ergriff mich so gewaltig, daß ich nun alles verschlang, was
800 der mir noch unbekannt nordische Dichter vollendet hatte.

Ich las »Judith«, »Genoveva«, »Agnes Bernauer«, »Herodes und Mariamne«, »Gyges und sein Ring«, auch die zwei
seltsamen Komödien und das erzählende Poem »Mutter und Kind«. Ich las die Gedichte und später Emil Kuhs
Hebbelbiographie. Ich fühlte dunkel, daß hier etwas erschaffen war, das neben Schillers rhetorischer
Darstellungskunst, neben Goethes edler behaglicher Schönheit etwas Ebenbürtiges, mindestens etwas
805 Ebenberechtigtes bedeutete. Eine förmliche Hebbelraserei bemächtigte sich meines Innern. Ich fühlte dunkel, hier sei
etwas dem neueren deutschen Geiste Tiefverwandtes, Männliches, ja Ehernes auferstanden, welches bisher allerdings
nur einer kleinen Gemeinde verständlich und sympathisch war. Wenn ich bei meinen jungen Freunden herumfragte,
sie kannten Hebbels Werke meist nur vom Hörensagen. Die sogenannten Gebildeten, die Bücherfreunde, die
Damalsmodernen, soweit sie ihn kannten, fanden ihn grotesk, die Blasierten verrückt, die Dummen entsetzlich. Aber
810 nun wollte ich Hebbel an der Quelle genießen, von der Bühne herab, deren geistiger Reformator er mir zu sein schien;
vor allem im Burgtheater, wo im Sturmjahre 1848 seine »Judith«, seine »Maria Magdalena« Sensation erregt hatten –
aber ich fand ihn da nicht mehr; nur sein Künstlerdrama »Michel Angelo« ging ab und zu einmal in Szene.

Emil Kuhs Buch belehrte mich, daß der nordische Poet, obgleich seit Jahren in Wien heimisch, in Wien vermählt mit
der genialen Tragödin des Burgtheaters, Christine Enghaus, seit Laubes Antritt der Bühnenleitung Schritt für Schritt
815 von dieser Kunststätte ausgeschlossen worden sei. Bis dahin hatte ich noch keine Ahnung von den Vorgängen, die
sich teils psychologisch, teils prinzipiell, wohl auch ganz persönlich, von der Öffentlichkeit nicht beachtet oder nicht
verstanden, manchmal zum Wohle, sehr oft zum Wehe eines großen Künstlers vollziehen. Obgleich die theatralische
Atmosphäre damals noch lange nicht so erhitzt und vergiftet war, wie in unsrer heutigen Epoche, so hatte doch der
Ehrgeiz, die Antipathie und die Reizbarkeit einzelner mächtiger Literaten so bedeutenden Einfluß, daß es dem
820 Zusammenschlüsse solcher Elemente im Bunde mit einer ihnen ergebenden Presse möglich war, Dichtungen und

Kräfte, welche an Genialität sie weit überragten, zu hemmen, zu entmutigen, ja bis zu einem gewissen Grade zu unterdrücken.

Die Natur hatte in Heinrich Laube und in Friedrich Hebbel zwei Gegensätze erschaffen, wie sie für den ersten in seiner allmächtigen Stellung nicht günstiger, für den zweiten nicht ungünstiger gedacht werden konnten. Der Leiter der ersten deutschen Bühne, in allem, was den künstlerisch praktischen Betrieb betrifft, ein unübertroffener Meister, aus ebendiesem Grunde ein Bundesgenosse der heterogensten Richtungen, sofern sie dem Zeitgeschmack huldigten und der Kasse nutzten, hatte kein Verständnis für die dämonische Einseitigkeit des anderen, der in völliger Verachtung aller Kompromisse bis zur Schonungslosigkeit alles Mittelmäßige förmlich zerstampfte, um nur zum höchsten Fluge die Schwingen seines Geistes zu erheben. Und was noch schlimmer war, Laubes Zurückhaltung und Kälte erhielt noch einen Bundesgenossen in der süßlichen Unterströmung der Zeit, die an Bauernfelds Salonstücken, an der »Grille« der Birch Pfeiffer und dergleichen Theaterprodukten, gespielt von beliebten Darstellern, mehr Gefallen fand, als an Hebbels Dramen mit ihrer dialektischen Schärfe und oft gewaltsamen Herbheit.

Ich bin weit entfernt, dem einen die Palme zu reichen und den andern ganz zu verdammen. Aber daß Laube im idealen Sinne des Wortes hier gewaltig irrte, weil seine Natur kein Organ für diese Größe und Strenge des andern besaß, das hat die Nachwelt, wenn auch spät, durch die höhere Wertung Hebbels dankbar und gerecht erledigt.

In jener Zeit hatte ich bereits der Jurisprudenz mich entzogen und als Hörer der philosophischen Fakultät mich inskribieren lassen. Was mich anlockte, war weniger die spekulative Philosophie, als vielmehr die ästhetischen, historischen und germanistischen Vorlesungen. Kant, Fichte, Schelling und Herbart ließen mich allerdings in meiner Richtung zum Konkreten, Bildlichen, Gestaltenden innerlich kalt.

Aber entzückt war ich von Schopenhauers »Welt als Wille und Vorstellung«, »Parerga und Paralipomena«, besonders von seinen tief sinnigen Gedanken über die Kunst, Sein Pessimismus stand immer noch himmelhoch über den Paradoxen eines Nietzsche, den so viele in neuester Zeit für einen Pfadfinder erklärten und anbeteten.

Bei einem Besuche meiner obererennsischen Heimat erfuhr ich, daß der Dichter der »Maria Magdalena« bei uns in Gmunden ein Häuschen erworben habe und seit einigen Jahren seinen August und September dort mit Frau und Tochter verbringe.

Es war im Sommer des Jahres 1862. Ein Schwarm lustiger Sommergäste, wie sie alljährlich in unser liebliches Salzkammergut strömen, war von Gmunden aus nordwärts, entlang der stillen, waldumsäumten Aurach, zur sogenannten Rabenmühle gepilgert, die wie ein Schwalbennest am Fuße einer Felswand klebt, um naturfreundliche Sommergäste zu bewirten. Felsen, Wald und Wasser, dazu die grünen Wiesen das Tal entlang – es konnte kein entzückenderes landschaftliches Stimmungsbild geben.

Es war Sonntag und außer den Fremden ein zahlreiches Landvolk anwesend, das besonders auf der Kegelbahn zechte, schob und jauchzte. Ich saß mit einem jungen Buchhändler, einem strammen Danziger, bereits vor meinem Glase Bier im Grünen vor der Rabenmühle. Alles plauderte, zechte, lachte und lustige Schnaderhüpfel des Bauernvolks stiegen in die duftige Luft empor, da stieß mich plötzlich mein Genosse an und machte mich auf ein seltsames Gefährt aufmerksam, das eben aus der Höhe des Waldes den dunklen Hohlweg herniederfuhr. Ländliche Pferde, ein Leiterwagen und auf diesem die originellste Gesellschaft; Gestalten wie aus Goethes »Wilhelm Meister«. Es ist zu lange her, als daß ich all die Insassen, Männlein und Weiblein heute noch vollzählig bezeichnen könnte. Aber ich sah sofort, daß es Künstler seien, speziell Künstler des Hofburgtheaters. Der Recke Gabillon war darunter und Zerline, seine Frau. Ich glaube, auch Meixner und der damals sonnigjunge Baumeister. Aber dem Wagen entstieg noch eine Gestalt in grauem Sommergewand, mit lichtem Panamastroh Hut. Wieder stieß mich mein Begleiter an und sagte: »Heut' hast du Glück. Schau hin, dort kommt dein Ideal; das ist Friedrich Hebbel!«

Das war Friedrich Hebbel. Und wie ich ihn damals sah, lebt er noch heute unauslöschlich in meiner Erinnerung. Das hellblonde, mit dem Silber eines zu frühzeitigen Alterns durchzogene Haupt- und Vollbarthaar, die hohe Stirne, der Scheitel schon kahl werdend, das nordseeblaue Auge, licht und sprechend, die hohe schlanke Gestalt, wiegend und sinnend, die lebhaft, helle Gesichtsfarbe, im Affekt sich lebensvoll rötend, die ganze hoheitsvolle Erscheinung, alles, alles verkündete: Das ist der nordische Dichter!

Nur mit den Augen genießend, aufrichtig andachtsvoll, blieb ich in der Ferne, ganz in seinen Anblick versunken. Ein Gefühl, von dem nur Jugendbegeisterung und bewundernde Liebe eine Ahnung hat.

Die Ankömmlinge verloren sich bald in der Menge irgendwo bei den vollbesetzten Tischen. Es blieb für heute bei dieser Erscheinung. Die Dämmerung brach bald herein und ich sah, abgelenkt durch allerlei Grußworte und Gespräche meiner nächsten Umgebung, nur noch den Karren mit seiner Künstlersippschaft im Halbdunkel den Hohlweg hinausholpern. Aber bald sollte ich in Gmunden selbst auf eine rasche Art dem großen Meister persönlich nähergeführt werden. Die nächste Veranlassung dazu bot ein etwas seltsamer und wunderlicher Kauz. Es lebte in unserem Städtchen ein alter Herr. Er trug einen Nasenklemmer oder eine Brille, den gefärbten Schnauzbart keck

875 militärisch gewichst, stak er mit seiner dünnen Gestalt stets in schwarzer eleganter Kleidung. Den Offiziersdienst hatte er seit Jahren quittiert und betrieb an der Seite seiner wohlhabenden, alten, über alle Maßen lebhaft geschminkten Gattin, die einen kreischenden Papagei besaß, eine höchst einträgliche Groß-Tabaktrafik. Er gab sich als freundlicher, wohlwollender Privatmann, Kenner der weiblichen Schönheit, eifrigen Sagensammler und -dichter. Er hieß Lechner. Fast jedermann erzählte er: »Ich war der schönste Mann im Regiment.« Damals setzte diese Versicherung allerdings
880 schon einen starken Glauben voraus. Er war ein Original von literarischer Eitelkeit, die sich nach meinem Wissen doch nur auf poetisch angehauchte Lokalartikel im »Gmundner Wochenblatte« oder Aufsätze in der »Eleganten Zeitung« und ein Büchlein »Sagen« aus dem Salzkammergut beziehen konnte. Gegen mich war er äußerst liebenswürdig und zuvorkommend, ja zutraulich, was ich bei dem »stets eleganten« Manne um so höher einzuschätzen wußte, seit er mich mehrmals in gemütlichster Weise am hellen Tage in Schlafrock und Pantoffeln vom
885 Seeplatz die steile Kirchengasse herauf im Gasthof zur Stadt Gmunden bloß auf eine Plauderei besuchte.

Dieser gute Mann hatte sich mit einer gewissen Selbstverständlichkeit bei Friedrich Hebbel als – Dichter eingeführt, wie ich aus dem Ton seiner Gespräche entnehmen mußte, welcher stets ein eisernes Selbstbewußtsein atmete. Wie ihn Hebbel hinnahm, ist mir nie bekannt geworden. Die Literaturgeschichte hat es nicht verbucht.

Eines Tages trat er plötzlich auf der Esplanade lebhaft auf mich zu, klopfte mich auf die Schulter und sagte scharf und
890 kurz: »Hebbel ist hier, mein Guter. Wissen Sie das schon? Ich habe bereits ihren Besuch bei ihm angekündigt.« Ich war zu Tode erschrocken. Stets in meinem Leben ein bescheidener Mensch, war ich ohne mein Wissen und Wollen jetzt mit dem Schein der Zudringlichkeit behaftet, ein Zug, der meiner damaligen übergroßen Menschenscheu und Schüchternheit wahrhaft empörend widersprach. Ich machte ihm dies in meiner lebhaften Art bemerklich. Er suchte mich zu beruhigen. Ich beschloß, um keinen Preis das Hebbelhaus zu betreten. Der große Dichter aber, der eben auf
895 dem Sonnengipfel seines Ruhmes stand und seit dem Erfolge seiner »Nibelungen« in Weimar in einer gütigen Königs-laune lebte, lud mich durch meinen Vater freundlich in sein Haus. Wie einfach und schlicht war damals dieses später vielfach veränderte Hebbelhäuschen mit der Windenlaube und der natürlichen Quelle im Garten! Wie traulich das Erdgeschoß und der Wein an der Hauswand und darin das wohlbehütete Rotschwänzchennest! Also ging ich hin. Mit Herzklopfen zog ich die Klingel. Wußten doch damals die literarischen Klatschbasen und Ausspäher so
900 mancherlei von der olympischen Unnahbarkeit des Dichters der »Judith« zu erzählen! Aber wie anders kam mir der damals schon leidende große Mann entgegen! Wie herzlich bot er mir die Hand und führte den unbeholfenen Gast in des Gärtleins Laube. Um mich zu ermutigen, trug er die Kosten des Zwiegesprächs größtenteils selber, so daß ich zu den Ehren dieser Stunde auch noch den Vorteil des Genusses seiner sinnenden und gedankenvollen Rede genoß. Teilnahmsvoll befragte er mich nach meinen Studien und Lebensplänen. Seine blauen Meeraugen leuchteten, seine
905 Stimme steigerte sich lebhaft und seine Gedankenfülle wurde sozusagen zum Selbstgespräch. Das alles goß eine solche Wärme von Dankbarkeit, Bewunderung und Glücksgefühl über mich aus, daß ich meine Schüchternheit verlor und beinahe selbst beredt wurde. »Was studieren Sie?« fragte er. »Philosophie,« sagte ich. Er wiegte das Haupt: »Philosophie – hm! – Spekulation! Medizin sollten Sie studieren! Das ist die Wissenschaft aller Wissenschaften!« rief er feurig. Meine Vorliebe für die Germanistik, Sprache, Sitten und Ueberlieferungen unsres deutschen Volkes billigte er. Das Kegelschieben der Bauern vor der Rabenmühle verglich er mit der reckenhaften Freude an der körperlichen Kraft der Vorzeit. Meine Begeisterung für seine dramatischen Werke, besonders für die Nibelungentriologie, die in der Tat nach Shakespeare die gewaltigste Wirkung auf mich geübt hatte, nahm er, als von einer jugendlichen Ehrlichkeit und Uberschwenglichkeit freundlich und ruhig hin. Plötzlich aber sagte er: »Und doch! Nicht meine Dramen, aber meine Gedichte möchte ich der deutschen Jugend empfehlen.«

915 Zum Schlusse sprach er ein mir ganz unvergeßlich, scharfes, echt Hebbelsches Wort.

Als ich nämlich meiner Freude Ausdruck gab, daß nun auch gewisse große Blätter mit der Anerkennung seines Ruhmes und seiner Bedeutung für unsre Nation nicht mehr hinter dem Berge halten könnten, sagte er bedeutungsvoll: »Mein lieber junger Freund! Was man bei uns und in Deutschland in Kunst und Poesie die öffentliche Meinung zu nennen pfl egt, das gehört zumeist – unter den Nachttopf.«

920

Bei einem späteren Besuche sah ich flüchtig auch des Dichters Tochter. Er sprach jetzt behaglich über sein Haus und die Seinen, auch über die an ihn ergangene Einladung nach Weimar zu den Jagden des Großherzogs. Noch heute nach so langer, langer Zeit entsinne ich mich, daß mir bei dieser Rede unwillkürlich die herrliche Stelle aus »Siegfrieds
925 Tod« einfiel, wo der junge Held das Lob des Weidwerks mit den Worten »O Jägerlust!« beginnt. Lächelnd erledigte der Dichter die Bitten meiner zudringlichen Freunde um seine Eigenschrift. Es befand sich darunter das Epigramm:

»Was den Menschen am meisten in Kunst und Leben zurückhält? Daß er auf Brücken sich gern ewige Wohnungen baut.«

Beim Abschied streckte er mir die Hand entgegen: »Also auf Wiedersehen in Wien!« Das waren leider die letzten

930 Worte, die ich aus seinem Munde vernahm.

Im Sommer des folgenden Jahres 1863 erfuhr ich, daß Hebbel zwar wieder in seinem Gmundner Heim anwesend, aber sehr leidend sei. Und wieder klopfte mich am Seeplatz »der Elegante« zutraulich auf die Schulter und sagte: »Wissen Sie, mein Lieber, daß Hebbel hier ist?« Ich bejahte es. »Denken Sie,« fuhr er fort, »ich wollte zu ihm, wurde aber gar nicht vorgelassen.« Ich suchte ihn aufzuklären über die Ursache, aber er war in seiner Eitelkeit so blind, daß er sich
935 von mir wegbewegte mit den Worten: »Es ist nichts mit ihm zu machen, er ist ein sonderbarer Mensch!«

Wenn ich eine Freude oder einen Schmerz im Innersten erlebt habe, so verwandelt sich diese Stimmung zu meiner Gebieterin. Erst, wenn sich beides beschwichtigt hat, überkommt mich die poetische Freiheit, und ich gestalte. In meiner ersten Sorge erkundigte ich mich näher um das Befinden des leidenden Dichters. Die Auskunft war keine tröstliche, obgleich wohl außer der Gattin kaum jemand den furchtbaren Ernst der Krankheit damals schon ahnen
940 mochte.

In einer Stunde düsterster Begeisterung schrieb ich an den kranken Dichter einige Zeilen der schmerzlichsten Teilnahme mit der Versicherung, daß mich nur die Sorge um sein Befinden diesmal von seiner Schwelle gebieterisch zurückgehalten habe, um seine Ruhe nicht zu stören. Noch entsinne ich mich, daß der Brief bei meiner Phantastik sich in ein Gedicht verwandelte, dessen Schlußstrophen mir aus Vergessenheit allein in Erinnerung geblieben sind. Sie
945 lauteten:

»Schenke mir kein Wiedersehen,
Genius, es ist genug!
Dieses Bild wird nie vergehen,
950 Das ich in der Seele trug.

Herrlich magst du weiterlenken
Deinen Lauf ins Weltgewühl, –
Bleibt mir ja doch, dein zu denken.
955 Das unendliche Gefühl!« –

Auf dieses Schreiben hin erhielt ich sofort einen Brief von Hebbels Hand, der bis zur Stunde in hundert bösen Lebenstagen mein Trost und meine stille Erbauung geblieben ist. Ich führe ihn an. Der Brief, den ein Bote aus dem Hebbelhaus überbrachte, trägt die Anschrift: »Sr. Wohlgeboren dem Herrn Stud. Fr. Xaver Keim in Gmunden« und
960 lautet:

»Geehrtester Herr! Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für das Gedicht, daß Sie die Güte hatten, mir zu senden, und für die Teilnahme, die Sie mir darin so warm und poetisch ausdrückten. Leider kann ich Sie nicht einladen, mich zu besuchen, denn mein körperliches Befinden, schon schlecht seit dem März-Monat, ist
965 noch immer wechselnd wie das diesjährige Wetter und erlaubt mir nur selten, jemand zu sprechen. Aber ich hoffe, daß Sie mich im Herbst in Wien oder nächstes Jahr in Gmunden entschädigen werden. Ihr hochachtungsvoll ergebenster *Hebbel*.
Gmunden, den 30. July 1863.«

970 Das Schicksal hatte aber anders beschlossen. Traurige Familienverhältnisse, insbesondere eine lebensgefährliche Erkrankung und wenig nachhaltige Operation meiner vielgeliebten Mutter, Unzufriedenheit, Schwermut und innere Unrast quälten und verfolgten mich, machten mich völlig menschen-scheu. Nur ein kurzer Lichtblick erfreute in jenem Herbste noch mein trübes Gemüt, die Erstaufführung des ersten Teiles von Hebbels Nibelungen: »Der gehörnte Siegfried« und »Siegfrieds Tod« im Wiener Hofburgtheater. Ein Dutzend guter Freunde und akademischer Kollegen
975 hatten wir uns nach tapferer und geduldiger Ausdauer stundenlangen Harrens die ersten Plätze des zweiten Parterres des alten Kunsttempels erobert und genossen das gewaltige Werk in der besten Besetzung des Hauses mit Josef Wagner als Siegfried, Charlotte Wolter als Krimhild, Frau Rettich als Ute, Gabillon als Hagen, Lewinsky als Kaplan und – *last not least* Christine Hebbel als Brunhild. Der Beifall war ein titanischer. Die Nibelungen erhielten den ersten Schillerpreis. Laube hatte mit ihrer Aufführung eine alte Ehrenschild eingelöst. An der Bahre Siegfrieds erklang der
980 erste, nachher sprichwörtlich gewordene, berühmte »Wolterschrei«. Erst in den siebziger Jahren inszenierte Dingelstedt den letzten Teil »Krimhilds Rache« mit gleichem Erfolg und noch stimmungsvoller im Bühnenkolorit.

Im November dieses Jahres – ich hatte nur dunkle Kunde vom schweren Leiden des Dichters erhalten – saß ich auf der Freieung in einem Café, griff nach einem Zeitungsblatt und fuhr wie vom Blitz getroffen zurück: Friedrich Hebbel war tot!

985 Das war für meine junge Seele ein tiefer, ein schmerzlicher Verlust. Nur um so inniger versenkte ich mich in seine Werke. Ich ahnte nicht, daß ein dreißigjähriger Krieg nun erst entbrennen mußte, um das Unverständnis der Zeit, und den Widerstand der Berufsgenossen des Dichters, die Mattherzigkeit der Bühnen zu besiegen; ein Kampf, der, dank der Liebe und Treue seiner edlen Witwe, mit dem Triumph der Muse Hebbels geendet hat. Mir aber war dieser Krieg ein geistiges Stahlbad.

990 Wohl dem, der so glücklich ist, einem der Unsterblichen auf seiner Lebensbahn durch Zufall oder freie Wahl zu begegnen! Doppelt glücklich, wenn es in der frühen Jugendzeit geschah, wo die Seele durstig nach dem Edlen begehrt, wo die Sehnsucht nach den höchsten Zielen strebt, wo die Kraft noch rein und ungebrochen ist. Mögen nachher noch so dunkle Jahre kommen – sie kamen über mich! – ich sagte mir in aller Finsternis der Zeiten: Nur zu! Ich habe meinen Stern gesehen!

995 Damit soll nicht gesagt sein, daß ich etwa den Mangel eines sonnenfreudigen Humors in Hebbels Werken nicht empfunden hätte. Seine erst spät bekannt gewordenen Tagebücher belehren uns über die dürftige, der härtesten Entbehrung, der peinlichsten Zurücksetzung preisgegebene Jugendzeit des Dichters, auf den sich des Vaters düsteres Gemüt vererbt hatte. Es war sein Schicksal, im Leben wie in der Kunst eine Kampfnatur zu werden, der schließlich die Waffe an die Hand wuchs.

1000 Einseitigkeit war meinem Wesen fremd und so suchte ich bei ungeschwächter Pietät und Liebe für diesen reckenhaften Ernst das sonnige Element bei Meistern, wo ich es finden konnte. In der Entwicklungszeit des Geistes ergeht es dem Menschen ähnlich, wie in der des Körpers. Wenn er auch gewisse Speisen zurückweist, weil sie seinem Organismus widerstreben, so verschlingt er doch eine Fülle mannigfaltigster Art, um sich stofflich aufzubauen. Meine Natur hatte immer etwas vom Weidenbaum. Die Wirklichkeit weiß immer dafür zu sorgen, daß diesem unerbittlich
1005 Zweig um Zweig geraubt, seine Krone zerhackt wird. Selbst sein Stamm, durch rauhe Eingriffe verletzt oder gespalten, scheint nahezu dem Untergang geweiht. Aber Sonnenschein und Regen beleben und begrünen unbekümmert um jede Not, seinen Leib und stärken seine Wurzeln. Er verjüngt sich jedes Jahr, während hochgewipfelte Bäume oftmals sterben müssen.

Ein ergänzendes Gegenbild zu Hebbels Herbheit fand ich in Otto Ludwigs Werken. Auch diesem Dichter ist die Zeit
1010 erst nach Jahrzehnten gerecht geworden. Damals stand ich einsam mit meiner Begeisterung vor den ratlosen Gesichtern der Alleswissenden. Sie kannten ihn kaum. Ueber diese Unwissenheit spricht spät und bemerkenswert noch Heinrich Bulthaupt in seiner »Dramaturgie des Schauspiels«. Laube hatte dieses Dichters »Erbförster« und »Makkabäer« nicht so sehr aus »Wahlverwandtschaft«, als vielmehr als Trumpf gegen Hebbels Kunst ausgespielt. Aber wir haben Grund, ihm dafür dankbar zu sein. Weniger in Ludwigs Bühnendichtung, als vielmehr in seinen
1015 Meistererzählungen »Heitereitei« und »Zwischen Himmel und Erde« kommt jener sonnige, oft durch Tränen lächelnde Humor zu Tage, der den vollen, tiefen Blick in das Herz der Welt besitzt. Der Genuß dieser Werke ermunterte mich, in das Studium der dichterischen Technik mich zu versenken. Josef Lewinsky war es, der mich auf Otto Ludwigs »Shakespearestudien« wenige Jahre später hinwies.

Ich werde an anderem Orte Gelegenheit nehmen, die Bedeutung dieser Studien für meine künstlerische Entwicklung
1020 und meine Anschauung über die Natur des deutschen Dramas in zwei Abhandlungen, die ich einzeln veröffentlichte, darzutun.

Trotz aller Verdüsterung meines Daseins trat manchmal der wirkliche Lebenshumor von außen an mich heran.

So hatte ich im Jahre 1864 mit meinem Freunde Lux, dem Danziger, im Gasthause verabredet, zur dreihundertjährigen
Geburtsfeier Shakespeares nach München zu fahren. Ein kleinstädtischer Ladenjüngling, der unser Gespräch vernahm
1025 und uns flüchtig bekannt war, erklärte, er wolle an unserm Vorhaben teilnehmen. Die Schicklichkeit verbot, ihn abzuweisen. Er blieb bei seinem Vorsatz, auch dann sogar, als ihm der sarkastische Danziger mitteilte, daß wir weniger die Gasthäuser als vielmehr das Hoftheater, die Pinakothek, die Kliptothek und die Bavaria besuchen würden. Der Jüngling hatte zwar von all diesen Dingen und ihrer Bedeutung nicht den leisesten Begriff, aber er bestand auf seiner Zulassung. Und so fuhren wir denn zu dreien, Lux, der sarkastische Buchhändler, ich, der phantastisch
1030 melancholische Poet und Herr Lindinger, der von keiner Kunstvorstellung angekränkelte Ladenjüngling, nach München, in den »Bambergerhof.«

Es war dem betreffenden Sohn Merkurs nicht zu verdenken, daß er mit der Vorstellung des Begriffes »München«
absolut nichts anderes zu verbinden wußte, als die ungestörte Löschung des Durstes durch beliebige Krüge bayrischen
Bieres. Das Lexikon seines Gehirnes wechselte nur immer mit der Frage, ob Hofbräu, Pschorr, Salvator oder Spaten.
1035 Was nicht gemalzt war, schien jeder Bedeutung zu entbehren. Es war daher auch kein Wunder, daß unser Verweilen in den Galerien vor den köstlichen Gemälden, unsre Pilgerschaft in die Residenz und in die Kirchen zu den großen

Fresken, endlich gar unsre unerklärliche Andacht vor den stummen Steinbildern der Kliptothek anfänglich sein Staunen, dann seine Gelangweiltheit, endlich seine ausbrechende Ungeduld erweckte. Nur vor dem schlafenden Faun schien der Gemischtwarenjüngling eine Offenbarung des Geistes zu verspüren, indem er diesem Schlummer etwas
1040 kühn ein Motiv der eigenen Erfahrung unterschob mit dem lachenden Ausruf: »Schau'n S' an, der hat ja einen Schweigel!« Wenn wir auf solche Gedankenrichtung nicht eingingen und in diesen Räumen, die ihn zu gewaltigem Gähnen hinrissen, länger, als er für billig fand, verweilten, so erweckte uns aus unsrer Beschaulichkeit jedesmal der zornige Jammerschrei: »Geh'n wir zum Pschorr!«

Mit solchen Vorkenntnissen über Münchens Weltbedeutung ausgerüstet, hatte der Jüngling gewissermaßen ein Recht,
1045 unser Verhalten wunderlich, unsern Gesichtskreis beschränkt zu finden.

Ich hatte nun meine liebe Not mit dem Danziger, der nun bald seine böse Schnauze nicht länger bändigen konnte und auf die wunderlichsten Fragen des Jünglings die unglaublichsten Antworten erteilte. »Sie sollten sich photographieren lassen, Herr Lindinger,« sagte er. »Und zwar beim berühmtesten Lichtbildner, beim Hanfstängl, damit wir ein ewiges Andenken besitzen.« Gesagt, getan. Ich besitze bis heute noch das Bildchen. Ein ganz netter, freundlich blickender,
1050 junger Mann, der den Plaid, glattgestrichen, wie ein Brett oder ein Auslagemuster über die Schulter hängen hat. Warum glattgestrichen? Jeder Beruf hat eben auch seinen Geschmack. Und das kam also. Nach sorgfältigster Beschauung im Spiegel und Ordnung des wohlgescheitelten Haares, nach Anlegung der allerfreundlichsten Miene fügte sich der Auserkorene dem Gebote des Blitzmeisters »ich bitte, jetzt recht ruhig und freundlich zu blicken«. Alle hielten wir eben den Atem an, als Herr Lindinger plötzlich ausrief: »Aushalten! Der Plaid hat a Falten!«

Kühn geworden, als endlich das Experiment gelang, begehrte er unser weiteres Programm genau kennen zu lernen. Lux erläuterte: »Heute, zwei Uhr nach Tisch Droschke bestiegen und die Bavaria besichtigt. Hierauf zurück zur Jause in den Gasthof; abends sieben Uhr ins Hoftheater zur Festvorstellung.« Er war einverstanden. Alle drei bestiegen wir eine Droschke. Plötzlich fragte Lindinger: »Mit Verlaub, wer ist denn eigentlich diese Bablaria?« Lux lachte und sagte scharf: »Das wissen Sie nicht? Das weiß doch alle Welt. Sie war die Geliebte des alten Königs Ludwig.«
1060 Lindinger starrte ihn an. Lux fuhr fort: »Das Denkmal hat sie erhalten als große Erfinderin.« Lindinger fragte mit großen Augen: »Ja, was hat sie denn erfunden?« »Die Krinoline und das bayrische Bier!« donnerte Lux. Ich wand mich in Krämpfen. Der Jüngling murmelte: »A sakra!« Das Riesenbild wurde von außen und innen besichtigt. Als wir aus dem untersten gewölbten Räume uns entfernten, sagte der Jüngling zurückdeutend mit überzeugter Stimme zu mir: »Das war die Krinolin von der Bablaria.« Die Rückfahrt wollte er allein in einer Droschke absolvieren, weil es
1065 bequemer und nobler sei. Wir banden ihm auf die Seele, die verabredete Zeit einzuhalten und bestiegen zu zweien den nächsten Wagen. Es ward fünf Uhr. Die Jause im Gasthof war vorüber, aber kein Lindinger erschien. Es ward sechs Uhr. Noch kein Lindinger. Um dreiviertel auf sieben hinterlegten wir seinen Theatersitz beim Portier des Gasthofes und eilten ins Theater. Kein Lindinger hier. Die Vorstellung begann. Man gab ein wohlgemeintes, aber jeder dramatischen Spannung entbehrendes, kraftloses Schauspiel des alten Holtei »Shakespeare in der Heimat«, das mich
1070 gründlich enttäuschte und keine innere Teilnahme aufkommen ließ. Akademisch kindlich kalkuliert mit herbeigezogenen biographisch-literarischen Anspielungen. Als der erste Akt zu Ende war, kam plötzlich Lindinger, schwitzend und fauchend zu uns ins Parkett. »Wo steckten Sie denn, in Teufels Namen?« donnerte Lux. »Ich?« sagte der atemlose Jüngling, »ich hab' den Namen unseres Gasthofes vergessen. Wie heißt denn unser Gasthof?« Grimmig fletschte Lux: »Na – Bambergerhof! Sie Mensch, Sie!« – »A sakra! Ich hab' zum Kutscher g'sagt: Ich will zum
1075 Bramberger! Der hat mich vor alle Gasthäuser g'führt und ganz zuletzt wieder hinaus zu der Bablaria! Der Hundskerl! Und zahlen hab' ich müssen, daß es eine Schand ist! Gott sei Dank, jetzt bin ich da!«

Begreiflicherweise fand er sich schwer in das Stück hinein, das nur mit literarisch verwässerten Voraussetzungen arbeitete. Kein Wunder, daß ihm die Geduld riß. Kein Wunder, daß er, der Unbegreiflichkeiten müde, sich zuletzt an uns mit der heftigen Frage wendete: »Mit Verlaub, wer is denn eigentlich der Dichter, der »Scheangsbör?« »Was?«
1080 schrie Lux ohne Rücksicht auf das uns verdächtig messende Parkettpublikum, »was? Sie kennen diesen Mann gar nicht? Sehen Sie ihn denn dort nicht sitzen?« »Was? Er ist da?« schrie jetzt ganz in freudiger Neugier der Jüngling. »Wo sitzt er denn?« Mit eisiger Zeremonienmeistermiene deutete Lux in die Höhe und sagte weithin verständlich: »Dort sitzt er, in der Hofloge, in der Husaren-Uniform!« – Die Wirkung war unbeschreiblich. Aller Blicke aus nächster Nähe tangierten uns mit gräßlicher Verachtung. Ich wünschte in die Erde zu versinken. Herr Lindinger aber
1085 rief vor Erstaunen: »A sakra!« – Andern Tags floh ich aus München. Als ich nach vielen, vielen Jahren wieder mit meiner Frau fast auf derselben Stelle inmitten des Parketts jenes Hoftheaters saß, um Sudermanns »Drei Reiherfedern« zu genießen, dachte ich mit Wehmut an jene ferne, heitere Jugendepisode. Beide Männer sind mir längst entschwunden. Lux nach England und Amerika. Ob beide noch leben, ich weiß es nicht. Aber ich bin der Erinnerung dankbar, sie leben in mir.

Auch der Schweiz stattete ich einen wanderfrohen Besuch ab. Ich befuhr den Vierwaldstättersee, sah die Tellskapelle und den Löwen von Luzern. Ich verweilte in Zürich, bestieg den Uetli und besuchte die Insel Ufnau, um Ulrich von Huttens Grab zu sehen. Ein grünes Blatt vom steinernen Kreuze habe ich mir mitgenommen und wieder – verloren. Umso andächtiger studierte ich später die Lebensgeschichte dieses armen »Ritters vom Geiste« aus dem Buche von

David Strauß. Damals dozierte der berühmte Aesthetiker Professor Dr. Theodor Friedrich Vischer am Politechnikum
1095 von Zürich. Ich hatte mich bereits in seine »kritischen Gänge« eingelesen; namentlich in jene geistvollen Probleme
einer Fortsetzung des ersten Teiles der Goetheschen Faust-Dichtung. Neues, morgenhelles Licht strömte mir da
entgegen. Was ich aber damals nicht wußte, und erst später erfuhr, das war die Tatsache, daß Zürich damals einen
zweiten berühmten Hochschullehrer besaß, einen genialen Theologen, dessen Werke »Leben Jesu« und »Rom und das
Christentum« nicht minder hoch bewertet wurden, als die weltbekannten Arbeiten des Franzosen Renan. Dieser
1100 gelehrte Theologe trug meinen Familiennamen; er hieß Professor Dr. Theodor Keim. Meine Sehnsucht trieb mich aber
zu Theodor Vischer. Ich erbat mir die Erlaubnis, seinem Kollegium (über Ferdinand Raimund usw.) anwohnen zu
dürfen. Ich lernte ihn auch aus der Nähe kennen. Er stand damals ungefähr in den Fünfzigern und schien wohl erhalten.
Getrennt von seiner Frau, lebte er einsam wie ein alter Junggesell. Er hatte eine Lieblingkatze, die mir sofort auf den
Schoß sprang. Ich glaube, sie hieß Mäggi. Er sprach mit Anerkennung und Pietät von Hebbel. Er schien innerlich
1105 nicht glücklich. Ich entsinne mich, daß er einmal den Ausspruch tat: »Ich leide an einer unheilbaren Krankheit – ich
werde alt.«

Man hat mich im späteren Leben oft gefragt, wie früh ich denn eigentlich zu dichten begonnen habe. Solch eine Frage
1110 halte ich für dilettantisch. Es gibt junge Leute, besonders heutzutage, die jede Niederschrift von Versen für ein
Gedicht halten und die sich daher, kaum daß sie die Kinderschuhe abgelegt haben, auf Grund phantastischer Phrasen
für Poeten halten. Es ist der Ehrgeiz mittelmäßiger Talente, sich frühzeitig gedruckt zu sehen in öffentlichen Blättern;
sie schreiben ohne inneres Erlebnis, oder sie simulieren ein solches. Wer kennt nicht die alljährlichen Weihnachts-,
Oster- oder Herbstgedichte, die halb rätselhaften, halb unmöglichen Traumfarseleien mancher Zeitschriften? Gar nicht
1115 zu sprechen von den Gelegenheits- oder Vereinstollheiten, den unblutigen Verseschlachten, die sich einbilden, mit
germanischer Mythologie unser liebes deutsches Volk zu retten.

Ich wußte viele Jahre nicht, ob ich ein Dichter sei. Ich schrieb gewiß auch vieles dumme Zeug, wie ein anderer auf
lose, verflatternde Blätter. Aber ich verwarf es, wie meine Stimmung wechselte und wie meine Erfahrung wuchs. Ich
schrieb allerlei aus meiner Natur heraus, aber ich hatte das Gefühl, daß es vermessen sei, unfertige Naturlaute, halb
1120 entlehnte, halb ursprüngliche Gedanken und Empfindungen selbstvergnügt zur Schau stellen. Mein ganzes späteres
Leben hat mich belehrt, daß Henrik Ibsen das richtige Wort in seinen »Kronprätendanten« gesprochen hat, wenn er
des echten Sängers Gesang eine »Gabe des Leides« nennt. Und das Leid ist auch zu mir gekommen. Nun wurde ich
mir selbst erklärlich. Die Kindergedanken, die Jünglingsempfindungen, wie rein und echt sie sein mochten, sie
wurden erst mündig gesprochen durch die Erfahrungen des Mannes. Wer zur Welt sprechen will, muß gegen sich
1125 selbst am strengsten sein. Mehr als für jeden anderen Künstler gilt für den Poeten das Wort Hamlets: »Reif sein ist
alles.«

Der mehrmals oben genannte Lux erklärte beispielsweise einmal ganz feierlich: »Wenn du ein Kerl wärst, den man für
einen Dichter halten soll, so müßte ich den Beweis davon gedruckt in der Gartenlaube lesen. Dann glaub' ich an dich.«
Ich ließ das gleichgültig durch mein Ohr gehen, denn ich geizte nicht nach der Anerkennung eines Laien. Da kam aber
1130 sofort »die Gabe des Leides« zu mir. Meine liebe Mutter mußte sich einer lebensgefährlichen Operation unterziehen.
Und sie mißlang nicht. In der übergroßen Freude schrieb ich das Gedicht »Mutter und Kind«, sandte es kurzweg an
die Gartenlaube und wuchs nun erst in der Schätzung des Lux, als es rasch darauf mit einem schönen Bilde in
derselben Zeitschrift gedruckt erschien.

Meine ältere Schwester, deren Hochzeit wir noch in Lindach gefeiert hatten, war bereits nach vierjähriger Ehe
1135 gestorben. Immer trüber und schwerer lasteten die wirtschaftlichen Verhältnisse auf meinem veränderten Vaterhause
in Gmunden. Immer trauriger gestalteten sich jetzt die allgemeinen Verhältnisse meines Gesamtvaterlandes
Oesterreich. In durchaus deutscher Bildung, ja als Sohn des alten Oesterreich in großdeutscher Gesinnung
aufgewachsen, welche nach dem Vorbilde der Vergangenheit trotz aller Irrungen und Schwankungen unserer
österreichischen Politik immer noch nicht auf die Hoffnung verzichten wollte, es möchte dem Hause Lothringen-
1140 Habsburg nach langem Interregnum doch noch einmal beschieden sein, eine durch die Erfahrungen der Zeit
geläuterte, die Bedürfnisse der Nation verstehende, von undeutschen Adelseinflüssen befreite, wahrhafte Vormacht
des gesamten deutschen Volkes zu werden, litt ich ebenso unter dem öffentlichen Jammer, wie unter dem häuslichen
Weh.

Die Uebergabe unseres nicht schuldenfreien Hauses an meinen fast tauben älteren Bruder, der infolge seines
1145 Ohrenleidens auf seinen Beruf, die Pharmazie, verzichtet hatte, die Verheiratung meiner Lieblingsschwester Luise,
das Kränkeln meiner Mutter, eine völlige Vereinsamung und Entzweiung in mir selbst, vielleicht das unverstandene
Werden des Künstlers in einer von Tag zu Tag trostloseren Atmosphäre der Gegenwart machten mich in der Blüte der
Jugend zu einem völligen Menschenfeind, der die Gesellschaft mied und an jeder Zukunft verzweifelte.

Hiezu kam noch, daß ich, von Kindheit an selten bei ungetrübter Gesundheit, durch bronchiale Leiden mehrmals dem Tode nahe, an ein glückliches Leben nicht mehr glaubte und meinen Leib mit einer Art Galgenhumor jedem Wetter und jeder Fährlichkeit preisgab. So entsinne ich mich noch jenes Unheiltages, da ich mit Lux ohne Führer und ohne Bergstock aus dem Tal der Karbachmühle die Felswände zur Eisenau erkletterte. Wir waren bereits in bedeutender Höhe und einer vom andern in weitem Abstände. Ein vorspringendes Felsstück, das mich im Aufstieg hemmte, und das ich für festgelagert hielt, wollte ich umarmen, um mich hinaufzuschwingen. Aber das trügerische Gestein ließ los von seiner Grundlage, senkte sich gegen meine Brust und begann, da ich es unwillkürlich umklammert hielt, mit mir abzuschieben. Ich verstand kaum die Gefahr. Mein Genosse, hoch über mir, stieß einen durchdringenden Schrei aus. Die Geistesgegenwart jedoch verließ mich nicht. Den Stein loslassen, mich während des Abschiebens auf die linke Schulter und Hüfte neigen, mit dem steifaufliegenden linken Fuß einen Halt im Gerölle und Gefuge der Schleifbahn suchen, war das Werk eines Augenblickes. Ich stieß auf Widerstand, ich fand einen Augenblick Halt. Steif auf dem Bauche liegend, jedoch nach links geneigt, öffnete ich unter meinem Leibe dem Felsblock, der mich hinunterdrücken wollte, eine freie Bahn, er rutschte unter mir die Wand hinab – und mit weitgeöffneten Augen, jetzt erst unter mich blickend und sozusagen am Abgrund hängend, sah ich mit Entsetzen, wie der große Klotz in Riesensprüngen an den Schroffen sich zerstoßend, erst in wenige, dann in viele Teile sich zerschellend, in die ungeheure Tiefe fuhr.

Mein linker Fuß, auf einem schmalen Bodenrande glücklich festgehalten, hatte mich vor dem Absturz gerettet, und ich konnte bald, auf allen Vieren kriechend, sicheren Boden finden, die hilfreiche Hand meines Genossen ergreifen und zur Karbachmühle hinabsteigen.

Dort, bei einem Glase Most, tranken wir auf ein glücklich gerettetes Leben. Ein alter Schiffsmann, dem ich die Stelle bezeichnete, sagte treuherzig: »Herr, dös is a Mirakel. Sö müassen zu was Guaten b'stimmt sein!«

Aber die Schwermut war damit nicht gebannt und die Lebenshoffnungslosigkeit trieb mich jetzt auf ein kurzes Abenteuerleben in die Fremde. Ich wollte zur Marine. Wegen nicht genügender körperlicher Unverwüstlichkeit zum militärischen Seedienste reichte ich um eine Aspirantenstelle bei der Marine-Verwaltung ein, wurde angenommen und ging nach Triest als Aspirant.

Hier kam ein wunderlicher Zustand über mich. Als Deutscher unter Welschen und Slawen litt ich bald an Heimweh. Als Poet war ich von dem Zauber des Meeres, des südlichen Landes und der Anmut und Gutmütigkeit dieser fremden Menschen angezogen. Das Amt in der Villa Necker, wo mir der Kontre-Admiral den Eid der Pflichterfüllung abnahm, war nicht ungemütlich. Ich wurde rücksichtsvoll behandelt und mit der Feder zur Aktenabschrift (von Schiffsbeschreibungen) verwendet. Unser Chef, der Verwalter, ein Bruder des Leibarztes Kaiser Maximilians von Mexiko, behandelte mich mit einer Art Auszeichnung, indem er mir Bücher lieh. So jenes Werk dieses Neuschöpfers der österreichischen Marine, welches »Unter der Linie« betitelt, Maximilians Reise nach Brasilien schildert. Eine Stelle dieses Buches blieb mir unvergeßlich. Der Erzherzog machte mit seinem Gefolge in einem See bei Bahia häufige Lustfahrten und zwar Einzelfahrten in kleinen Booten, die man seither auch bei uns als »Seelentränker« bezeichnet. Im winzigen Fahrzeuge mit ausgestreckten Beinen ruhig sitzend, ist es die Aufgabe des Schiffers mit überquer gehaltener, kleiner Ruderstange, bald rechts bald links tippend, dieselbe aufs Wasser senkend, das Schifflein durch strenge Herhaltung des Gleichgewichtes in taktmäßigen Schlägen vorwärts zu leiten.

In einem solchen Seelentränker befand sich als Seeoffizier und Begleiter des Erzherzogs auch Tegetthoff, der spätere Admiral und Sieger von Lissa. Und da ereignete sich etwas ganz Ungewöhnliches und Charakteristisches für die Geistesgegenwart dieses Seehelden. Jener See beherbergte viele Arten gefährlicher und giftiger Schlangen. Tegetthoff, bereits in seinem Boote sitzend, das keine freie Bewegung gestattete, bemerkte plötzlich, daß dicht am Schiffsschnabel, zu seinen Füßen, eine dieser Schlangen lag, die den Kopf erhob gegen ihn. Jeder andre würde zu seiner Rettung sich zur Seite ins Wasser geworfen haben, um diese gefährliche Nähe los zu sein. Anders der Seeheld. Ruhig das Tier ins Auge fassend und sein leichtes Ruder wie eine Lanze erhebend, zielte er nach dem Reptil und mit einem einzigen Stoß nagelte er den Kopf der Schlange in die Ecke des Schiffsschnabels, ihn zerschmetternd und sich mit Kaltblütigkeit aus größter Lebensgefahr befreiend. Mit Recht erkannte Maximilian in diesem Zuge der Besonnenheit den Geist des nachherigen Meisters zur See vor Helgoland.

Von allen fremden Sprachen konnte ich nur die italienische lieb gewinnen. Weniger ihre hohe Abkunft, als ihre ebenso kräftige als weiche Lautmusik machen sie zu einem bezaubernden Elemente. Um sie rasch zu erlernen, bezog ich ein Zimmer bei einer rein italienischen Familie. Ein Marinebeamter, ein gewisser Morak, der Montags meist betrunken, oft gar nicht ins Amt kam, und für den ich manchmal die Arbeit verrichten mußte, brachte mich öfter in ein ihm befreundetes Landhaus in der Campagna über der Stadt. Die Lage war bezaubernd. Ein Vorgarten, durch ein eisernes Gitter von der Straße getrennt, führte ins stille Haus, an dessen rückwärtiger Seite der Garten in Terrassen zu Weinlauben, Feigen und Lorbeeren malerisch emporstieg, um einen weiten Ausblick auf die amphitheatralische Bucht, die tiefgelegene Stadt, die Küste und das Meer zu gewähren. Die Mutter des Hauses war eine Venetianerin und Witwe eines deutschen Beamten. Sie hatte mehrere Töchter, von denen Emilia die schönste und anmutigste war. Die Mutter allein sprach vollkommen Deutsch. Einmal führte sie mich im Obergeschoß des Hauses in ein Gemach, an

1205 dessen Wänden Bilder deutscher Städte hingen. »Das sind die Erinnerungen meines Mannes,« sagte sie.

Das erstmal war ich der Familie zufällig auf dem Cimitero, dem großen Friedhof von Triest, von Morak vorgestellt worden. Ich hatte einen melancholischen Tag und betrachtete die vielen deutschen Namensüberschriften der Gräfte längst verwelschter Familien. Später kam ich mehrmals in dieses stille Haus. Emilia spielte auf dem Flügel und bemühte sich dazwischen, mich zu ermutigen, ihre schöne Sprache zu erlernen. Oft saßen wir im kühlen Flur oder wandelten durch den Garten. Unbeschreiblich war der Blick auf das Meer in der Abendstunde, wenn die Sonnenglut Himmel und See in rotbrennendes Feuer verwandelte. Als ich, vergeblich nach Worten für meine Stimmung ringend, einmal ausrief: »Es ist ein Unglück, daß ich nicht gut Italienisch sprechen kann,« sagte Emilia rasch: »Auch sein ein Unglück, wenn man nicht kann Deutsch.«

Durch dieses ungesucht herzliche Wort verband uns junge Menschen bald eine unausgesprochen empfundene Freundschaft; hätte mich nicht das Schicksal so bald wieder fortgerissen, diese Empfindung würde bedeutend und mächtig für mich geworden sein. Emilia war eine bezaubernde, madonnenhafte Gestalt mit blassem Gesicht, dunklem Haar und großen, himmelblauen Augen.

Erst viel später erkannte ich, daß hier, wenn auch noch ungeahnt, in meiner Seele das Urbild meiner »Sulamith« entstand. Ich besaß damals in meinem Reisekoffer nur ein einziges Buch. Die deutsche Bibel von Martin Luther. Oft las ich darin. Aber nicht aus Andacht, sondern aus Freude an der alten Sprache des Reformators. Und da las ich denn auch das »Hohe Lied«. Ist es da zu verwundern, wenn in der Schönheit dieses Gartens, in der Stille dieses Hauses, in der Nähe dieses märchenhaft holden Mädchens, bei all dieser im Herzen verschlossenen Träumerei das »Hohe Lied« zur Ahnung einer Tragödie wurde, die ich viel später erst und unter viel herberen Lebenskummernissen zu gestalten vermochte und als mein Erstlingswerk Heinrich Laube in Wien überreichte?

War es da ein Wunder, daß ich, der eigentlich heimatlos geworden, dessen Gegenwart mit allem Vergangenen gebrochen hatte, dessen Zukunft uferlos war, in eine um so tiefere Schwermut versank, als mir allmählich das Mißverhältnis zwischen den Zielen der unbewußt doch nur künstlerischen Lebenssehnsucht meiner Seele und den rein drillmäßig materiellen Anforderungen des Verwaltungsdienstes täglich klarer wurde? Nicht die kümmerliche künftige Besoldung, nicht die Aussicht, jahrelang an den Kiel eines Fahrzeugs gefesselt zu sein, ohne die Hoffnung, die fremde Welt mit Nutzen für mein Bildungsbedürfnis und mit Freiheit studieren und genießen zu können, sondern das Oede eines aus Mischlingen meist undeutscher Nationen ohne jedes Ideal nur durch ein – im Grunde doch etwas laxes Reglement zusammengehaltenen Beamtenwesens, das vom Offizierkorps doch nicht gleichwertig geachtet wurde, verleidete mir gründlich den planlos ergriffenen Beruf, über dessen Anforderungen ich persönlich jedoch nicht zu klagen hatte. Im Gegenteil, je hoffnungsärmer das Amt war, ich fühlte mich, wie später unter ähnlichen Verhältnissen, aufs lebhafteste zu meinen Arbeitsgenossen hingezogen. Es gibt überall gute Menschen, wirklich gute Menschen, die im Getriebe des Alltags, in der Beschränktheit des ihnen zugewiesenen herben Loses das Herz nicht einbüßen. Ja, es ist rührend zu sehen, wie diese Glücksstiefkinder in ihrer Armut noch den innern Reichtum besitzen, am Schicksal fremder Menschen teilzunehmen, zu raten und zu warnen.

Hätte mir eine gütige Natur nicht das Auge und das Ohr verliehen, diese Gestalten und diese Stimmen in mich aufzunehmen oder zu verstehen, bei ihnen Aussprache, ja Trost zu finden, ich wäre viel ärmer geworden, als ich war. Ich wäre bestärkt worden, die Straße des Pessimisten zu wandeln und das Licht der Welt nur nach meiner eigenen trüben Brille zu beurteilen.

Die Mühseligen und Beladenen, um ein Wort der Bibel zu gebrauchen, sind es von jeher gewesen, die mir die getreuesten, mitunter die erheiterndsten Begleiter auf dem Pfade des Lebens wurden. Ihre Grillen und Schnurren, der einzige Luxus, den sich die Armut gönnen darf, befruchteten meine empfängliche Phantasie, und ihre Wünsche und Hoffnungen förderten meine eigene Neigung zum Baue von Luftschlössern. Ich ahnte damals freilich nicht, daß solche Gesellschaft eine Vorschule von Aktstudien wurde, die ich allerdings nur so nebenher betrieb, die aber meine Menschenkenntnis heilsamer förderten, als später die meisten Gestalten der sogenannten guten Gesellschaft und der vollkommenen Bildung, deren Glanz mir vielfach als Firnis, deren Kultur mir noch häufiger als Genußsucht, Eitelkeit und Selbstüberhebung sich entpuppte.

Da war in unsrer Triester Amtsstube ein alter Mann, dessen Gestalt und Wesen mir unvergeßlich bleibt für alle Zeiten. Er hieß Seubowitz und war Kanzleidiurnist unsrer Verwaltung. Wir saßen im gleichen Zimmer der Villa Necker. Wir grüßten uns freundlich, sprachen wenig und hatten viel Arbeit. Er schien mir deutscher Abkunft zu sein, zeigte aber hohe Achtung vor allem, was französisch war, besonders vor dem Zeitalter Napoleons des Ersten, und erinnerte mich mit Vorliebe daran, daß Triest und diese Küsten einstmals zur »illyrischen Provinz« geschlagen wurden. Das hätte mich ihm, bei meinem fast krankhaften Deutschtum, nicht näher gebracht. Meine gute Mutter, die aufs zärtlichste ihr Leben lang um mich besorgt war, schrieb mir regelmäßig von acht zu acht Tagen einen ausführlichen Brief. So hat sie es bis an ihr Ende gehalten. Ebenso regelmäßig pflegte ich ihr zu antworten. So brachte mir denn wöchentlich der Postbote ins Amt den mütterlichen Brief, der heiß und andächtig gelesen, vorher ersehnt, hinterher entsprechend nachgenossen wurde. Was gibt es Schöneres, als den Brief einer Mutter? Der alte Mann beobachtete mich schweigend

und nicht ohne Teilnahme an den Ausbrüchen meiner Freude über die ersehnten Briefe. Einmal aber sagte er plötzlich:
»Das ist schön, daß Sie Ihre Mutter so verehren.« Ganz erstaunt gab ich ihm zur Antwort: »Wie sollte ich sie denn
nicht verehren?« Da beugte er sich tief über seine Schreibarbeit und sagte mit leiser Stimme: »Auch ich habe einen
Sohn. Er lebt in Kairo; es geht ihm sehr gut. Aber er hat seinen einsamen Vater ganz und gar vergessen.« – Als ich
1265 betroffen nach ihm hinüberblickte, sah ich seine Augen gerötet. Aber, ohne sich's merken zu lassen, daß ihm der
Schmerz die Tränen in die Augen getrieben hatte, bezwang er sich, trocknete seine Brille mit dem Sacktuch und
murmelte: »Daß denn immer mein Glas so trüb ist!« – Lieber, guter, alter Seubowitz! Du wirst ja längst nicht mehr
auf Erden wandeln, aber ich wünsche und hoffe, daß dein Grab nicht einsam und ungeschmückt von Kindeshand
geblieben sei. Tausende von Menschen habe ich vergessen – dich nicht!

1270 Und so kam denn auch der Tag, wo ich einsah, daß es besser sei, meine Lebenshoffnung nicht auf das Meer, nicht auf
den einförmig mühevollen Dienst der Seeverwaltung, sondern wieder nach dem Norden zu verlegen auf das feste
Land. Der Kriegskommissar, dem ich meinen Wunsch mitteilte, drückte mir die Hand und sagte: »Ich
beglückwünsche Sie zu diesem Entschluß. Bei uns hätten Sie trostlose Aussichten als geistig selbständiger Mensch
von akademischer Bildung.« Um einen Scherz zu machen, fügte er bei: »Sie würden sich auch schlecht mit dem
1275 Schnaps befreunden.«

Das Hafenamiralat stellte mir sofort in freundlichster Weise ein lobendes Zeugnis über Wohlverhalten und Fleiß aus,
und ich verabschiedete mich für immer von meinen Vorgesetzten und liebgewordenen Kameraden.

Nun begann die traurigste Zeit meines Lebens. Meine Eltern übergaben das mit Bauschulden belastete Haus meinem
Bruder, der eine übereilte, kümmerliche Ehe einging, und retteten sich nur ein ärmliches Wohnungsrecht im
1280 Hinterhofe. Meine Schwester Luise verehelichte sich mit einem Privatmanne aus Neigung, folgte aber ein Jahr darauf
der älteren Schwester Amalie im allzu frühen Tode nach.

Nach Wien zurückgekehrt, ohne hilfreiche Verbindungen, ohne materiellen Halt, wäre ich wohl körperlich und geistig
bald zugrunde gegangen, wenn ich nicht großmütige Gastfreundschaft in einer wohlhabenden und gebildeten Familie
gefunden hätte, deren Söhne mir von der Mittelschule her befreundet waren. Die Mutter des Hauses, eine geistig
1285 vornehme Natur, reich belesen und von gediegenem Urteil, stellte mir ihren Bücherschatz zur Verfügung und förderte
dadurch meine literarische Ausbildung in unvergleichlicher Weise. Mit Ausschluß alles gewöhnlichen Lesefutters
genießte ich die Meisterwerke der Vergangenheit wie der Gegenwart und schärfte meinen Blick für das Große und
Dauernde, ohne blind zu sein für die Unterströmungen der Zeit.

1290

Endlich gelang es mir, Kinder eines reichen Hauses zu unterrichten und auf diesem Wege eine bescheidene Stelle als
Kontrollbeamter der k. k. priv. Südbahn in Wien zu erhalten.

Nun saß ich als geistiger Galeerensklave und Ziffernmensch in der »Jammerkanzlei«. Vergebliche Sehnsucht nach
dem Meere und dem Süden, den ich verlassen, erfaßte mich hier täglich. Aber, so schrecklich diese Frone war, ich
1295 denke nicht ohne Dankbarkeit an diese bittere Schule meines Lebens, ja, ich segne sie, weil sie ein zweifach gutes
Ergebnis für meine Zukunft vorbereitete. Einerseits stieg aus den trüben Wassern dieses dumpfen Sklavendaseins wie
ein wohlütiges Licht mein nicht zu tötender Humor, wenn auch vorläufig nur schüchtern und mehr persönlich;
andererseits öffnete sich vor meinen nur allzulang verschleierte Träumeraugen ein so schwindelhaft tiefer Abgrund von
Menschennot und Elend, von Verkommenheit und Verzweiflung, daß mich jahrelang und jahrelang vom Morgen bis
1300 zum Abend nur ein einziger Gedanke verfolgte: »Du darfst nicht untergehn, du mußt dich retten.«

Aber die gütige Natur hatte mir auch in diesem geistigen Kerker nicht die Gabe versagt, das menschlich Versöhnende,
das unbemerkt Gute, das harmlos Drollige zu bemerken und, gemäß einem Selbsterhaltungstrieb, es für mein
Gestaltungsbedürfnis mir innerlich anzueignen.

Hier war eigentlich der Glühofen, aus dem manches Werkstück meines doch nie zu tötenden Humors zeitweilig
zutage stieg. Und je ärmer unser Glückskreis war, um so dankbarer begrüßte ich die wenigen heiteren Gestalten, die
1305 durch Jahre meine engere Gesellschaft wurden. Immer bleibt dem Menschen das Wichtigste der Mensch. Wissen,
Rang und Abkunft, Bildung und Reichtum sind wohl köstliche Güter. Aber, wo *dieser* Mantel fehlt, da bleibt als
letztes – um mit König Lear zu sprechen – nur »das nackte, zweizinkige Tier« übrig. Und wir alle waren solche bis
auf die Haut geschälte Rüben.

1310 Karl Moor hätte Rekruten aus unsrer Bande werben können. Die Mehrzahl war ja ohnehin aus den »böhmischen
Wäldern«. Und da gab es für den Menschenbeobachter ungeahnte Gegensätze, Licht und Schatten. Eigentlich eine
diabolische Atmosphäre, in der die vom Schicksal verdammten besseren Seelen wie in einem Fegefeuer zappelten.
Um mit dem Schatten zu beginnen, so fehlte da nicht der donnernde und blitzende oberste Chef der Kontrolle, der
unnahbar blieb, über den ich jedoch niemals Ursache zu klagen hatte. Da fehlte nicht der durch Trunk und Schulden

1315 ganz verkommene Proletarier, der aus besseren Tagen »was er einmal war« nicht vergessen konnte, aber durch Lumperei vollständig stumpf war. Ein bildhübscher Kerl von dreißig Jahren, der zeitweilig mit prachtvoller Tenorstimme – wenn der Vorstand abwesend war – Triller und Hopser aus Wiener Walzern trällerte, sprach niemals je ein einziges Wort, so wurstig war ihm unsre Gesellschaft. Sprach man ihn aber ernsthaft an, sei es dienstlich, sei es persönlich, so gab er einen Ruf zur Antwort, der für die Eingeweihten eine Wortzusammenziehung bildete, die ich aus Höflichkeit und Takt nicht erklären kann, nur dem Ahnungsvermögen überlasse. Sagte man: »Wie geht es Ihnen?« So murrte er: ».....nrsch!« Er wurde später Sicherheitswachmann und verschwand spurlos. Er soll der Sohn eines Kammerdieners des weltbekannten Staatskanzlers Fürsten Metternich gewesen sein, hörte ich sagen. Hier fehlte auch nicht der unheimliche Wucherer. Ein gewesener alter Soldat, – jetzt ein graubärtiger, fast ehrwürdig aussehender, süß lächelnder Zahlenmensch mit kleinen, stechenden Augen, der immer mit Kollegen flüsternde, kurze Bemerkungen tauschte und heimliche Wechsel aus einer dicken Brieftasche zog. Er hatte ein häßlich geschminktes Weib, das ihn demütig um das tägliche Geld anfocht, und ein kränkliches, langbeiniges Kind, das als Statistin eines Theaters Brot verdienen mußte. Ich war so glücklich, niemals bei ihm pumpen zu müssen. Er hielt mich deshalb offenbar für anormal. Bat ihn einer um Geld, so sagte er laut: »Ich verlange gar nichts dafür.« Verstand der Unglückliche diese Umschreibung buchstäblich, so erhielt auch er »gar nichts«. Aber ein Wechsel – mit etwas geänderten Inhalt – öffnete sofort die Brieftasche der Barmherzigkeit. Es gab Geschöpfe unter uns, welche den ganzen Gehalt allmonatlich verpfändet hatten – durch Jahre – und nur das Federnpauschale von zwanzig Kreuzern bezogen.

Man denke sich diese Galgenstimmung! Man denke sich dazu den Kontrast: Die eingeschobenen Protektionskinder, die im Handumdrehen Inspektoren wurden, die Ritter des Großkapitals in jenen Tagen der großen Schwindelbanken und des Tanzes fast aller um das goldene Kalb. War ein Leichtsinn unter uns, so wurde er auch grauenhaft bestraft. Ich konnte diese Aermsten nur herzlich bedauern. Solch einem Unglücklichen, der gegen mich immer ein guter, lieber Kamerad gewesen war und der mir plötzlich Verdacht einflößte, weil er mir eines Tages alle Blumentöpfe, die er am Amtsfenster pflegte, mit feuchten Augen zum Geschenke machte, folgte ich in den Belvederegarten und entriß ihm dort die Pistole. Er entfloh und stürzte sich in die Donau. Ich will die Schatten dieser Unglückseligen, die ich noch in meiner Erinnerung trage, nicht weiter heraufbeschwören; sie mögen ruhen. Sie haben mich zwar oft in tiefste Melancholie gestürzt bis an die Grenze des Menschenhasses, aber sie vermochten nicht das wenige Licht zu ersticken, das in diesen Latomien leuchtete, das Licht possierlich gutmütiger, hie und da zwerchfellerschütternder Menschlichkeit und Allzumenschlichkeit. Drei Typen sind mir als Muster dieser Art kameradschaftlich näher getreten. Ich will versuchen, sie flüchtig wiederzugeben. Der Behäbigste und Liebenswertigste unter allen war mein Freund Anton Rathgeb. Er war der Urtypus des Wieners »vom Grund«. Klein und ungesetzt, von klugem Gesicht, mit Schnurrbart und Fliege überm Kinn, fleißig und witzig, schlagfertig in der Rede, guten Herzens, durch und durch »honett«, ein braver Sohn, vielleicht ein bißchen »Muttersöhnlein«, wohlhabend von Haus, vielfach angepumpt, aber nach einigen Erfahrungen humoristisch zugeknöpft gegen durchschaute Gauner, wurde er in diesem Panoptikum der Sonnenschein meiner Tage. Seine Schwachheit war, hübschen Mädchen nachzusteigen, einen guten Tropfen zu trinken und die zeitgemäßen Volkssängerlieder anzustimmen, die in jener Periode auf allen Gassen und in allen Gossen erklangen. Er hieß bei uns deshalb »der kleine Biz«. Er hatte auch wunderlich erweise den zweiten Spitznamen »der Pfarrer«. Es war dies eine kleine Bosheit unseres Kollegen Schmidtler, eines künstlerisch begabten jungen Mannes, vormaligen Klostersnovizen, nachmaligen Opern- und Konzertsängers, Theaterdirektors, Chormeisters – und was weiß ich! Unser guter Rathgeb hatte durchaus nichts Geistliches an sich und in sich. Ursprünglich nur für den Kaufmannsberuf vorgebildet, hatte er bereits in einem Geschäfte gedient, diesen Beruf aber auf ärztlichen Rat aufgegeben wegen leichter Herzaffektionen. Ein noch boshafterer Kollege behauptete, »wegen Herzausdehnung beim Schwingen der Zuckerhüte vom Wagen ins Magazin hinein«.

Von der lateinischen Sprache hatte er deshalb mit Recht nicht den geringsten Begriff. Aber seine natürliche Darstellungsgabe und sein heiteres Nachahmungstalent ließen ihn auch ab und zu Gastrollen in der Wiedergabe kirchlicher Zeremonien versuchen. Er erteilte uns plötzlich den Segen. Er versuchte da zu unserm höchsten Gaudium den weihevollen Lateiner zu simulieren, wobei er ein unglaubliches Kauderwelsch zutage förderte. Die Schlußformel endete jedesmal mit dem Rufe »Ozolorum!«

Zu meiner Freude lebt »der kleine Biz« in Wohlsein und Verfettung heute noch im behäbigsten Ruhestande als alter Junggesell. Er ist ein reicher Mann und heißt bei seinen Nichten und Neffen »der Onkel Toni«. Er wird von seiner Wirtschafterin in seiner luxuriösen Wohnung gut gepflegt und sorgfältig gefüttert. Sein freundliches Gesicht ist von Wohlbehagen gerötet. Er hört ein bißchen schwer und geht abends in kein Konzert oder Theater mehr. Liest höchstens das Tagblatt. Jeden Vormittag jedoch sitzt er beim Frühschoppen in der Schwemme »Zum grünen Anger«. Im Sommer führt er das gleiche Leben in Windischgarsten; nur daß er dort auch Kegel schiebt. Es ist ein Ereignis, wenn er aus alter Liebe zu mir nach Döbling kommt. Sein Herz ist ohne Rost und Tadel geblieben. »Ozolorum!«

Der zweite aus dieser Heldenschar war Alois Fallenbichel. Er bildete körperlich den stärksten Gegensatz zum »kleinen Biz«. Er war alt. Schon über fünfzig. Er war bucklig. Sein Kopf war etwas Unbeschreibliches. Ich habe ihn wohl hundertmal gezeichnet; mit Worten aber ist dieses Kuriosum nur ahnungsweise wiederzugeben. Er war ein Spitzkopf

mit krebsartig herausgetriebenen Augen hinter einer Brille. Seine Nase war hochschneidig von Rücken und dabei gebogen, als hätte sie einen Höcker, so wie ihr Herr. Das Bewunderungswürdigste an dieser Nase war, daß sie nicht, wie andere sterbliche Nasen ihre Wurzel zwischen den Augen, sondern über der Augenhöhe in der Stirne drinnen
1375 hatte; wie ein Gebirgskamm, der aus einer Fläche langsam aufsteigt. Da die Vorderzähne durch ihre Länge den Mund hinderten, sich völlig zu schließen, und im Profile eine Wölbung nach außen bildeten, so hatten sie den Anschein von Hauern und der Kopf glich dem Haupte eines Ebers. Das Gesicht und der ganze Mann waren aber durchaus gutmütig, ja jovial, solange man seinen Widerspruch nicht durch irgend etwas reizte. Er hieß in unserm engsten Kreise der Herr »Baron«. Warum? Das weiß ich eigentlich nicht. Wenn er jovial war, sprach er durch die Nase und drehte dabei
1380 seinen alten Siegelring. Sein Höchstes war ein »Pfiff« Wein und ein »Zigarrl«. Es ging bei uns die Sage, daß er draußen irgendwo mit einer »Geliebten« glücklich zusammenlebe, nachdem er sein böses und sündhaftes Weib von sich gejagt hatte. Die Bosheit des Geschickes bescherte ihm aber Zwillinge, die er altkatholisch taufen ließ und nach Vater und Mutter »Alois Anton« benannte, wie auch der altkatholische Pfarrer hieß. Dieses Original entzückte mich. Ich besang ihn in allerlei Balladen. Ich übersetzte seinen Namen in mehrere Sprachen in ähnlicher Weise, wie »der
1385 kleine Biz« sein Latein mißhandelte. Soviel ich mich entsinne, etwa: deutsch Fallenbichel, französisch Fallembüschell, italienisch Fallimpiccolo, englisch Fellenbötschel. Wenn es ihm zu dick wurde, sagte er ruhig: »Halt's Maul!«

Einmal nur sah ich ihn in rasender Wut wie ein gereiztes Wildschwein. Rathgeb hatte ihn durch irgend etwas beleidigt. Die Augen kugelten ihm aus ihren Höhlen, der Speichel spritzte zwischen den Eberzähnen heraus, die
1390 gekrallte Faust ergriff das große gläserne Streusandfaß – und eben noch konnte ich dazwischen springen, sonst hätte er's im tobenden Zorn gegen den Kopf des »kleinen Biz« geschleudert. Von dieser Stunde an waren die beiden unversöhnliche Feinde.

Mir blieb er bis zu unsrer Trennung gewogen. Ja, seiner Beihilfe verdanke ich in gewissem Sinne die Erleichterung meiner Erlösung aus diesen Verhältnissen. Wie das zunging, werde ich später darlegen.

1395 Das dritte Original war Wilhelm Axt. Er war Beamter der Nordbahn und im Abrechnungsbureau mein Gegenarbeiter. Er war geborener Sachse, aber nicht von der geschmeidigen, ängstlichen, sondern von der unternehmenden Sorte. Was uns ursprünglich verband, war etwas durchaus Aeuerliches, der Besuch des Theaters. Wir hungerten lieber, als daß wir ein Kunstereignis versäumten. Weil ich aber stets das Bedürfnis hatte, mich im Theater während der
1400 Zwischenpausen, wenn auch nur flüchtig, über Werk und Wirkung auszusprechen, meine Begeisterung über Gelungenes, meinen Unmut über Mattes oder Geschraubtes in ein verständnisvolles Ohr zu gießen, so schulte ich ihn allmählich zu meinem auserwählten, sehr bereitwilligen Begleiter, der das, was ihm an Tiefe und Kunstverständnis fehlte, durch gesunden Verstand und natürlichen Witz ersetzte. Seine unglaubliche Behendigkeit in Erreichung vorgesteckter Ziele machte ihn förmlich zu meinem Famulus, besonders bei der glücklichen Erwerbung billiger Theaterkarten.

1405 Die zahlreichen Fälle, wie er dabei für seine eigene Person, teils bittend, teils imponierend, das Bessere, ja selbst Freiplätze zu erobern wußte, vermag ich nicht mehr darzulegen. Aber ein ungewöhnliches Beispiel seiner Verwegenheit und Gefahrverachtung möge hier Platz finden. Ich hatte ihn beauftragt, uns Karten für die vierte Galerie des alten Hofburgtheaters zu Grillparzers »Weh dem, der lügt« zu verschaffen. Er stellte mir meine Karte pünktlich zu. Ich erstaunte, ihn diesmal gar nicht an meiner Seite, gar nicht in der vierten Galerie, überhaupt nicht im Theater zu
1410 erblicken. Aber nach Schluß des ersten Aktes tauchte er im Hintergrunde auf. Als wir am Schlusse der Vorstellung uns begrüßten und ich ihn fragte, warum er ohne Sitz im Hintergrunde stehengeblieben sei und mich nach dem gewohnten Ausgang wenden wollte, zeigte er mir eine mittlere Ausgangstreppe, welche direkt in den alten Turnierplatz der Hofburg hinabführte. Als wir da hinabstiegen, sagte er: »Diesmal bin ich ganz ohne Karte hier heraufgestiegen, aber natürlich erst nach Schluß des ersten Aktes. Mitten unter dem rauschenden Applaus, wo die
1415 Billeteure nichts hörten, trat ich ein, ohne Ueberrock, als hätt' ich draußen bloß Luft geschnappt. Man muß auch manchmal seinen Kunstgenuß gratis haben.«

Als dieser Sonderling sich verheiratet hatte und bei schmalem Solde auch kein Geld, wohl aber Kinder ins Haus gekommen waren, wurde er in der Beschaffung der notwendigsten Dinge so erfinderisch, daß die unglaublichsten Gerüchte von seiner Findigkeit uns umschwirrten. Gelegentlich eines Besuches, den ich ihm abstattete, setzte er mir
1420 eingesottenes Obst vor, von dem ich durchaus genießen mußte. Es waren Birnen, klein und ursprünglich etwas holzig, aber gut und weich bereitet. Als ich mein Lob darüber aussprach und seine Freigebigkeit rühmte, sagte er: »Mein Bester, das kostet mich gar nichts, als etwas Zucker und Wasser.« Als ich weiter fragte, von woher er die kleinen Birnen bezogen habe, gab er zur Antwort: »Von unserem Herrgott.« Weil ich den Kopf schüttelte und um nähere Erklärung bat, sagte er endlich: »Sie unpraktischer Mensch, das ist höchst einfach. Meine Hermine begleitet mich
1425 täglich in den tiefsten und entlegensten Teil des Praters hinab. Dort gibt es in den Auen hie und da halbwilde herrenlose Birnbäume und anderes Zeug. Ich erklettere solch einen Baum, die Hermine breitet unten ihr Tuch auf die Erde, ich schüttle und wiege mich im Wipfel, die Birnen fallen herab, wir sammeln sie, tragen sie heim und beschaffen uns fürs Haus unser Dunstobst.« Als die Kinder sich mehrten und die Ernährung des Kleinsten die Kraft

der Mutter übermäßig in Anspruch nahm, erfand er eine neue Kriegslist. »Wissen Sie,« sagte er zu mir, »wie ich
1430 zeitweilig den Buben beruhige und die Frau schone? Das ist sehr einfach und hilft zeitweilig über den kritischen
Augenblick hinweg. Der Bengel ist immer durstig und begehrt nach der Mutterbrust. Allzuviel ist ungesund. Wenn er
nun mal zu recht ungelegener Zeit zu schreien beginnt, wenn die Hermine kochen oder außer Hause just was
beschaffen muß, da heb' ich ihn einfach auf die Arme, knöpfe mein Hemd auseinander und lege ihn an die Vaterbrust.
Der Kerl bildet sich ein, an der Milchquelle zu liegen, saugt und saugt – und wird beruhigt.« – Die Zahl solcher
1435 Erfindungen war endlos. Außer Art waren auch noch andere gute Gesellen in unserm Kreise, wie der schweigsame
Lukas, der eine herrliche Baritonstimme besaß, nur sang und nie sprach. Diesem verdankte ich später die
Bekanntschaft mit dem angehenden Opernsänger und fruchtbaren, hochbegabten jungen Tondichter Adolf Wallnöfer,
mit dem mich eine dauernde Freundschaft verband. Er vertonte prächtig einige meiner Lieder, so den »Falkner«, ein
Heidelbergerlied »Zu Heidelberg, da liegt ein Faß«, sowie in jüngster Zeit die Gesänge meines Schauspiels
1440 »Fridolin«. Ein gottbegnadeter Künstler.

Ein höchst trauriges Ereignis riß mich plötzlich aus dieser halben Kapitulation mit den scheinbar allmächtigen
Verhältnissen heraus. Ein älterer Amtsgenosse, ein Pole, aus besseren Verhältnissen herabgekommen und tief
verschuldet, vergiftete sich mit Phosphor und wurde von Fallenbichel sterbend in seine Kammer gebracht. Vom
Leichenhofe des allgemeinen Krankenhauses, wo wir in der Kapelle unter Schmidlers Leitung ein Grablied sangen,
1445 schritten wir hinter dem Sarge paarweise – Rathgeb und ich nebeneinander – zu dem Währinger Friedhof. Dort sank
der Arme in ein Massengrab. Jeder von uns engeren Amtskollegen – es war kein Dutzend Menschen – warf ihm eine
Scholle nach. Dieses Begräbnis wirkte auf mich wie eine Hinrichtung. Ich weiß nicht, wie es heute um jene
Beamtenkreise steht. Damals aber herrschte unter uns Not und Aussichtslosigkeit, wenn man kein eingeschobener
Günstling der oberen Zehntausend oder keine geriebene, falsche Kreatur war. Schlechter Hungerlohn, statt
1450 Beförderung meist Enttäuschung, Roheit und Unbildung, Eigennutz an der maßgebenden Stelle, herzbewegende
Armut, erdrückende, geistlose Ziffernarbeit, dazu bei den zweifelhaften Elementen dieses heterogenen Kreises
Sittenfäulnis, Trunksucht, Schulden und noch viel Schlimmeres, das wir mit dem Mantel des Vergessens bedecken
wollen. In grauenvollem Gegensatz zu diesem Sklavenelend stand die Genußgier der Zeit, die Ueppigkeit der
Wohlhabenden, die allgemeine Jagd nach Millionen, die Spielwut mit künstlich gesteigerten Papieren, der
1455 Größenwahn, die Geckenhaftigkeit und die Verlogenheit der öffentlichen Meinung. Längst schon hatte Oesterreich
infolge von Königgrätz seinen Austritt aus dem historischen Zusammenhang mit Deutschland vollzogen und mit
endlosen Experimenten sogenannter Neubelebung auf dem entgegengesetzten Wege, so mit der Zweiteilung der
Monarchie, dann allmählich mit der schrittweisen Verzichtleistung auf die überlieferte Einheitlichkeit des Reiches
geendet. Falsche Ratgeber und ehrgeizige Politiker wollten den Schwerpunkt der Macht nach – wie es jetzt hieß –
1460 Budapest verlegt wissen; und unter dem Vorgeben der Versöhnung aller Nationen der Monarchie und dem durchaus
inhaltslosen Schlagworte allgemeiner Gleichberechtigung und Freiheit wurde nur der Millionenhunger, die Titelsucht
und die Herrschbegierde einzelner oder geschlossener Gruppen begünstigt, das Volk belastet, das Reich zersplittert.
An die Stelle des alten, von Adel und Klerus beherrschten Oesterreich trat ein vom Kapitalismus und der Phrase
geknechtetes, durch nationale Streber verhetztes Staatesgebilde. Auch unter uns Aermsten machte sich dieser
1465 Bildungs-, Sprachen- und Rassen-Gegensatz um so empörender geltend, als gerade wir deutschbürtigen Oesterreicher
uns gegen jeden Fremden benachteiligt und zurückgedrängt sahen und keine Hoffnung bestand, diese bereits in der
Staatsverwaltung herrschenden Zustände jemals aus dem Körper einer Privatgesellschaft getilgt zu sehen, einer
Gesellschaft, deren Chef ein Franzose, deren Hauptsitz Paris war.

1470

Jenes Begräbnis des armen Selbstmörders riß mich empor zu schauernder Selbstbesinnung. Kleinmut und Zweifel
warf ich von mir. Wiederaufnahme meiner fast vollendeten Hochschulstudien und – Hingabe meiner tiefsten Seele an
die keiner Partei dienende, reine und ewige Kunst, im Geiste meines Volkes, das war die Losung und der Schwur,
womit ich den Rückweg von diesem Trauergange antrat.

Noch hatte ich einen ungefähr zweijährigen Kampf um dieses Ziel zu bestehen, denn noch waren drei Semester des
Hochschulstudiums zu absolvieren. Ein Urlaub mit Bezug meines kleinen Gehaltes zur Ausarbeitung der schriftlichen
Hausarbeiten und zur Vorbereitung auf die schriftliche Klausur und mündliche staatliche Lehramtsprüfung war
gänzlich ausgeschlossen. Ich durfte diesen Plan nicht einmal vorzeitig verlautbaren, denn hunderte armer Teufel
hätten Gott gedankt für meine karge Stelle, und die Direktion hätte einen für ihr Bereich Müßigen mit Recht sofort an
1480 die Luft gesetzt. Nachdem ich meine Inskription an der Wiener Alma mater erneuert, wendete ich mich um hilfreichen
Rat an meinen vormaligen Lehrer, den Aesthetiker und Philosophen Hofrat Dr. Robert Zimmermann, der durch seinen
Geist wie durch seine Herzensgüte mich in meinem Vorhaben aufs freudigste ermunterte und unterstützte. Auch der
berühmte Geograph, Professor Dr. Simony kam mir in herzlichster Weise entgegen, sowie der Germanist Professor
Dr. Karl Tomaschek. Sie wußten, daß ich nur ein frühes Morgenkollegium und ein spätes Abendkollegium besuchen
1485 konnte und im übrigen auf mein persönliches Nachtstudium angewiesen war, wenn meine Kräfte das überwinden

konnten.

Als nun aber die drei Semester vollendet waren und ich mich um die schriftlichen Hausarbeiten (aus Geschichte, Geographie und Aesthetik) bewarb, entstand neuerdings die Frage, wie ich, auf einige Wochen zumindest, die nötige Freiheit vom Amte erlangen könnte.

1490 Da rettete mich mein Freund Alois Fallenbichel. Ich litt zufällig an einem hartnäckigen Katarrh, dessen Heilung in kaltfeuchter Jahreszeit unbedingt Schonung und kurzes Fernbleiben vom Amte erforderte. Ein Entschluß mußte rasch gefaßt werden. Eine Entdeckung meiner Absicht, nicht meiner Genesung, sondern meiner Prüfungsarbeit eine längere Zeit zu widmen, wäre bei dem ausgebildeten Spioniersystem der Anstalt, die ihre Untergebenen mißtrauisch und rücksichtslos behandelte, die unmittelbare Ursache meiner sofortigen Entlassung geworden. Ich vertraute daher
1495 Fallenbichel meine Absicht und meine Sorge an. Er war ein ebenso kluger als bereitwilliger Helfer. Einen Bundesgenossen fand ich auch in einer seiner Schwächen. Er liebte über alles »ein feines Zigarrl«. Da ich häufig in befreundeten Kreisen geladen war und viel öfter gute Zigarren erhielt, als ich sie selbst rauchte, so gewährte es mir großes Vergnügen, ihn mit solchem Rauchwerk häufig zu beschenken. Das gewann mir sein ganzes Herz. Ab und zu pflegte er mich auch um kleine Münzen anzupumpen, wobei es drollig war, daß er oftmals zur Erzielung neuer kleiner
1500 Pumpe eine originelle Abrundungsarithmetik anwendete. Wenn er beispielsweise mir achtzig Kreuzer schuldete, griff er in die Tasche, als wollte er zahlen, sagte dann aber plötzlich: »Achtzig Kreuzer bin ich dir schuldig – gib mir schnell noch zwanzig, dann ist's gerade ein Gulden.« Da ich diese ganz kleinen Gefälligkeiten gerne leistete und niemals an sein Gedächtnis appellierte, war ich seiner blinden Ergebenheit sicher.

In dem kurzen Zeiträume von drei Wochen gelang es mir, die drei Arbeiten zu bewältigen. Fallenbichel gebrauchte
1505 die List, sich als »Lockspitzel« im Amte anzubieten, als welcher er mich häufig und unerwartet besuchen wollte, ob ich auch wirklich leidend zu Hause sei. Er wußte seine mißtrauischen anfänglichen Bemerkungen so geschickt in wachsende Bedenken über meinen Zustand und mein wenig Gutes versprechendes Aussehen zu verwandeln, daß ich vor jedem anderen »Besuche« gesichert war und täglich meine Arbeiten in der k. k. Hofbibliothek emsig betreiben konnte. Längst waren dieselben approbiert und ich wieder im alten Joche, als endlich die unabweisbare Notwendigkeit
1510 an mich herantrat, zur Bewältigung der Vorbereitung auf die abschließenden Prüfungen mir mindestens ein halbes Jahr freie Zeit von jeder Amtspflicht zu verschaffen. Wie sollte ich aber leben ohne Gehalt, da ich ohne irgendwelche andere Hilfe war und meine guten Eltern, gänzlich verarmt, jetzt selbst der Hilfe bedurften?

In dieser schweren Zeit, da der innere Kummer auch deutlich auf meiner Stirne geschrieben stand, trat eines Tages ein Wesen, das ich jahrelang nicht mehr gesehen hatte, meine Base Josefine Gläser, die Tochter meines Vaterbruders, auf
1515 mich zu und sagte schlicht und herzlich: »Ich glaube zu wissen, daß du unglücklich bist und deine Studien vollenden möchtest. Darf ich dir, solange du es nötig hast, monatlich hundert Gulden anbieten? Nimm sie an und vollende deine Prüfungen. Solltest du – es wäre ja möglich – durchfallen, so wird kein Mensch erfahren, daß ich dir dieses Anerbieten gemacht habe.«

Dankbar ergriff ich diese rettende Hand und ich darf wohl sagen, daß von diesem Tage an mir der Weg zum ersehnten
1520 Ziele einer würdigen Lebensstellung eröffnet war. Fröhlich steuerte ich darauf los, ermuntert von meinen Lehrern, freundlichst, jedoch ohne Gehalt auf neun Monate beurlaubt von meiner Direktion und neugeboren in meinem Herzen durch die Empfindung, jetzt ein freier, der Bildung und Wissenschaft hingeebener Mensch zu sein. Josefine wurde die Retterin meines Lebens und meiner Kunst. – Und bis zum Tage, wo ich dies niederschreibe, ist sie in Leid und Freude mein Schutzgeist geblieben.

1525 Die Prüfung ging glücklich vorüber. Ich kehrte pünktlich nochmals in das alte Joch zurück, nicht wissend, wohin ich mich wenden würde. Ich war damals an einer Entzündlichkeit der Augen infolge der ihnen zugemuteten Anstrengungen erkrankt, aber bereits wieder arbeitsfähig, als eines Tages ein junger Freund von der Hochschule (der spätere Lemberger Universitätsprofessor und Literarhistoriker Hofrat Dr. Werner) in meine Stube trat und mir die frohe Botschaft brachte, der berühmte Hochschulprofessor Hofrat von Hartel wolle mir, wenn ich noch keine Stelle in
1530 Aussicht hätte, Empfehlung und Weisung erteilen. Werner begleitete mich zum Hörsaal, aus dem der Bezeichnete liebenswürdig auf mich zutrat und nach kurzer Frage mir seine Karte einhändigte, die mich an den Landesausschuß Dr. Lustkandl als Kandidaten für die freigewordene Stelle eines Supplenten an der Landes-Oberrealschule (nachmals dem Obergymnasium) der Stadt St.-Pölten in Niederösterreich wärmstens empfahl.

Es ist aber nicht der Zweck dieser Erinnerungen, den bescheidenen Lauf meines bürgerlich gesicherten, beruflich
1535 stillen Daseins in der Sphäre eines Professors an der Mittelschule einer Kleinstadt in der Nähe Wiens zu verfolgen, wo mir jetzt die persönliche Freiheit und die freudige Tätigkeit des Jugendbildners zuteil ward; ein Leben, wie es Tausende führen, die von der Schulbank auf dafür vorherbestimmt sich fühlen, deren Denken und Streben, reich an Mühen und Sorgen, streng im Pflichtbewußtsein, reicher oft noch im Entsagen, nur im Bannkreis der Schule dahinfließt.

1540 Diese Blätter sollen mir vielmehr Tage und Jahre in Erinnerung rufen, welche für mein Dasein noch viel höhere

Bedeutung gewannen, weil sie mich, wenn auch unter harten Kämpfen mit der Ungunst der Zeit und der Menschen, meiner eigentlichen Herzensgöttin, der dichterischen Kunst, immer wärmer, immer freudiger in die Arme führten. Und da muß ich noch einmal zurückgreifen in meine Wiener Leidenszeit, um den Werdegang meines poetischen Seelenlebens in seinen ersten Offenbarungen mir zurückzurufen.

1545 Die jungen Männer von heute, die mir da bis zu dieser Stunde häufig und oft bis zur Zudringlichkeit ihre ersten poetischen Versuche ins Haus schicken, sind ein ganz anderer Schlag von Menschen, als ich mir seinerzeit einen wahrhaften Kunstjünger vorstellte. Sie sind so ganz und gar von ihrer Berufung, ja oft von ihrer Auserwähltheit eingenommen, daß ich mir längst abgewöhnt habe, ein Urteil auszusprechen.

Halbe Kinder schreiben Romane, Novellen, Tragödien. Es fällt ihnen nicht ein, zu warten, bis sie das zu Schildernde aus der Erfahrung ordentlich kennen gelernt haben. Wenn solch ein Junge Freude oder Leid empfindet und es reimt, so glaubt er, nun ist er ein Dichter. Das Zeitungslesen verwirrt und erhitzt ihm den Kopf. Statt in die Kunst gerät er in die Streberei. Wer die Kunst aber als etwas Hohes und Heiliges erachtet, gleichsam als etwas Prophetisches, der wird sich nur nach strenger und werktätiger Prüfung in ihren Dienst begeben. Leute von der Feder, die sich mit Vergnügen bemerklich machen wollen, schließlich die Feder als nicht zu verachtendes Handwerkszeug, ja selbst als einträgliches

1555 Erwerbsinstrument betrachten, endlich nicht zuletzt als literarische Klapper zum Ostertag der eigenen, wohlvorbereiteten Auferstehung; solche Leute, sie mögen die einflußreichsten Plätze in der Literaturwelt erobert haben – sind keine Dichter von Gottes Gnaden. Sie beherrschen, solange sie an der Arbeit sind, die blinde Tagesmeinung, den Markt, die Mode, das Geschäft; – aber sie sind tot, sobald sie die Feder aus den Händen legen, den Kontorstuhl der herrschenden Firma verlassen, denn ihr Werk ist ein Mechanismus, dem die ewige Seele fehlt.

1560 Wehe dem Kunstjünger, der diese Marktschreier mit den berechtigten, wahren Führern der Kunst verwechseln würde! Ebenso gut wie heute gab es auch damals angemessene und selbstbewußte Scheingrößen. Die wahren geistigen Führer, stolz auf sich selbst zurückgezogen, wie Grillparzer, vom Lebenskampf erschöpft oder krank, wie Otto Ludwig, von der Dummheit der Öffentlichkeit nicht begriffen, von der Gemeinheit der Gegner mit Unflat beschmutzt, von den Witzblättern in den Kot gezogen, wie der große, heute die ganze Welt beherrschende Richard Wagner – solche Führer

1565 waren nur in weniger Menschen Geist lebendig. –

Wien, das liebe, oberflächlich lustige, börsenspielvergiftete, seiner alten Schlichtheit beraubte, von keinem eigenen, ursprünglichen Ideal belebte, von Tag zu Tag weiterduselnde Wien, tanzte beim Maskenspiel und sang in allen Gassen Offenbachs:

1570 »Ich bin der Pascha von Rhododendron,
Bin ein Lichtentaler Hausherrnsohn!«

Ich darf wohl sagen: das Herzweh und die Empörung gegen diese ideallose, für mich trostlose Welt hat mich zum Dichter gezwungen.

1575 Hatte ich bisher alle Eingebungen glücklicher Augenblicke mutlos von mir gewiesen, alle flüchtigen Pläne im Joche des Alltags vergessen, mich selbst im Hochmut der Verzweiflung grausam verleugnet, so brach jetzt – nach der Vergiftung meines Amtskollegen, wie ich bereits angedeutet – plötzlich und allgewaltig die Macht der Poesie aus mir hervor.

Auf den Bänken des Volksgartens, besonders unter der alten Platane, nahe dem Theseustempel, überfiel mich förmlich das Fieber der Konzeption meiner »Sulamith«. Es überfiel mich so plötzlich, daß von einer Planskizze des Stückes, einer vorhergesehenen Gliederung der Handlung bei dieser Schnellgeburt meiner Phantasie anfangs gar keine Rede war. Um nicht die überschwengliche Stimmung wieder, wie so oft, zu verlieren, hielt ich das Allerlebendigste fest, das mir auf meinen einsamen Wandelgängen blitzschnell aufleuchtete. Und dieses Lebendigste, das ich fliegend und abgerissen niederschrieb, war die Verzweiflung und der Todessprung der Sulamith. Mit Staunen erkannte ich, als

1585 ich es wieder las, daß ich da das Fragment, ja den Abschluß einer Tragödie in Händen hatte, einen fünften Akt, wenn ich so sagen darf, der halbausgesprochen, dunkel angedeutet, die Elemente seiner noch ungeschriebenen Vorläufer vollständig in sich enthielt. Als ich kurz darauf, ganz gegen meine sonstige und bis heute noch festgehaltene Gewohnheit, das Fragment einem befreundeten Landsmann mitteilte und dieser ohne mein Wissen dasselbe dem Germanisten der Hochschule, Professor Dr. Tomaschek mitteilte, der es lobte, aber dazu die Bemerkung machte, ein

1590 dramatisch Veranlagter hätte nicht bloß ein Finale, sondern etwas Ganzes, ab ovo erschaffen müssen, da erwachte in mir das fröhliche Gefühl meiner Kraft und ich vollendete, streng nach dem Gesetze der Entwicklung der Charaktere und der jetzt in Hellem Lichte mir aufgehenden Handlung, tapfer von rückwärts nach vorwärts arbeitend, den 4., den 3., den 2. und endlich den 1. Akt. Welch ein Gefühl der Freude, als mein Schmerzenskind nun vollendet vor mir lag! – Aber wie viele Berge gab es da noch zu übersteigen! In wessen Hand sollte ich es legen? Wo den Direktor finden, der

1595 sich Zeit nahm, das Stück zu lesen, der bereit war, es auf die Bühne zu bringen?

Laube stand damals zwar nicht mehr im Zenit seiner Macht; er war im Burgtheater durch Dingelstedt ersetzt, auf dem Umwege über Leipzig wieder nach Wien gekommen und hatte die Leitung einer neugegründeten Bühne, des auf seine Anregung hin entstandenen Wiener Stadttheaters übernommen. Es sollte eine Trutzanstalt gegenüber dem Burgtheater werden. An Laubes Arbeitskraft hat es nicht gefehlt. Aber das Haus krankte im vorhinein an seiner materiellen
1600 Gründung. Die Aktionäre hatten sich ganze Sitzreihen frei vorbehalten. Mit der Kasse stand es bedenklich; das Haus war belastet, und die Künstler, unter welchen sich allererste Talente hervortaten, konnten in ihrer Gesamtheit die damals noch ungebrochene Phalanx der Größen des Burgtheaters nicht in den Schatten stellen, so geschickt auch Laube die große Presse für sein Haus zu interessieren wußte. So kam das Jahr des großen Börsenkrachs heran, der vollends alles erschütterte und Laube zwang, die schlüpfrigste Mache der Pariserbühnen und die in Berlin
1605 emporgekommene, neue, streberische Mittelmäßigkeit in seinen Spielplan vorwiegend einzustellen. Alles zusammen keine Ermunterung für den alten Bühnenleiter, das eben schüchtern eingereichte Schauspiel eines von niemand gekannten, von keiner Seite befürworteten Romantikers auch nur zu lesen, geschweige denn einer praktischen Beachtung zu würdigen.

Aber darin unterschied sich der Alte von seinen Gegnern wie ganz besonders von seinen Nachfolgern, daß er – bei all der schweren Not der Zeit – trotz aufgezwungener Zugeständnisse an den Tag, sein dramaturgisches Gewissen unverdrossen sich bewahrte, und Neuheiten gegenüber, die nicht der Schablone anzugehören schienen, niemals fragte: wer steht hinter dem Werke und dem Autor? sondern: ist es gut oder schlecht gemacht?

Und so kam es, daß nach allerdings langem Zögern, langem Zweifeln und nicht geringen Bedenken wegen der Kosten der Ausstattung des orientalisch kolorierten Stückes, er mir die Annahme zusagte, allerdings mit dem Beding, daß ich
1615 noch recht viel Geduld haben müßte, bis eine Aufführung zu ermöglichen sei.

Ein junger Schauspieler, Alexander Rosen, dem Laube besonderes Vertrauen schenkte (er mußte die Stimme des Publikums bei jeder Erstvorstellung im Theater erlauschen und den Alten informieren) vermittelte die Botenberichte des damals oft sehr übelgelaunten Bühnenlenkers an mich.

Während ich so zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, schien plötzlich das ärgste Unheil eingetreten zu sein. Die
1620 Finanznot und Laubes Zank mit den Hauptaktionären veranlaßte den alten Herrn auf ja und nein von der Leitung des Stadttheaters zurückzutreten. Rosen brachte mir die Hiobspost. Ein Brief Laubes teilte mir mit, daß er die Tragödie mit einer eigenhändig geschriebenen Empfehlung und Einleitung der Buchhandlung Rosner zum Drucke übergeben habe.

So erschien 1875 mein Erstlingswerk als Buch.

1625 Im Oktober dieses Jahres trat meine Berufung ins Lehramt ein, ich schied von Wien nach St.-Pölten.

Neue Pflichten, ein neuer Lebenskreis, frische Luft, kleinstädtische Behaglichkeit, eine freie Natur, drollige, mitunter urwüchsige Gesellschaft, vor allem sehr viel Arbeit umgab mich.

Menschenbeobachtung, mit Seele, Aug und Stift, gab mir in kurzer Zeit die verlorene Heiterkeit.

Mein Anstaltsdirektor, Wilhelm Henke, ein gewissenhafter, herzensguter, höchst feinsinniger Mann, der mir in jeder
1630 Weise den Uebergang vom Phantasten zum vorschritiumgürteten, inspektionsbedrohten Schulmann aufs liebevollste erleichterte, behandelte mich wie ein Freund und Vater.

Meine Kollegen waren berufseifrige, friedfertige Gesellen – wenn sie nicht am grünen Tisch saßen, in der Konferenz, wo der Ehrgeiz des Fachmännischen und die Pünktlichkeit des Pädagogischen zu meinem Erstaunen oft die sanftesten Lämmer in Tiger und Leoparden gegeneinander verwandelte, wenn es sich um die richtige Erklärung einer etwas
1635 dunklen höheren Vorschrift handelte.

Mit Freude sah ich mich hier in einen ernsten, verantwortlichen Pflichtenkreis gestellt, unter Genossen, die nur in die Welt gesetzt zu sein schienen, um bis zum Jüngsten Tage Schulmeister zu bleiben. Das gefiel mir, wenn ich auch nicht geneigt war, jede Formalität für einen Zuwachs meiner Menschenwürde zu halten. Dadurch lernten wir uns gegenseitig bald kennen und ich durfte mir, weil man mich verstand, und durchaus eine gemütliche Harmonie
1640 herrschte, manches freie und heitere Wort erlauben. Man forderte mich des öfteren auf, den einen oder den anderen unserer Kollegen zu zeichnen in seiner charakteristischen Eigentümlichkeit. So entstanden mit Feder und Pinsel zahlreiche Bildchen, die mir alle abgenommen wurden und zum Teile die Heiterkeit befreundeter Kreise erweckten. Unser Kollege Kalchhauser, ein urwüchsiger, wohlbeleibter, seelensguter Mann, Religionsprofessor, der mich wohl leiden mochte, aber die Geduld verlor, wenn ich ihn »du Linienschiff der Gerechtigkeit« nannte, pflegte, wenn ihm
1645 die notwendigen schlagenden Argumente fehlten, stets mit den Worten zu schließen: »Du bist a Narr!«

So lebte ich denn unter seltsamen Originalen, bei regelmäßiger Arbeit, an meiner Weiterbildung nicht untätig, viel in der freien Natur, bald auch, obwohl widerstrebend, in die geselligen Kleinstadtzirkel gezogen. Als ich aber nun gar im

Fasching den Ball des bürgerlichen Kasinos besuchte, wo mein Kollege Lindenthal (von mir genannt der blonde Pepi) sich als galanter Löwe im Reigen schwang und jeder Tänzerin ins Ohr flüsterte: »Ach, wie Sie heute wieder reizend sind!« – Da wagte ich mich auch unter das tanzlustige Volk und – lernte ein siebzehnjähriges, dunkeläugiges Fräulein kennen, das Kind eines hochgeachteten Hauses, welches anderthalb Jahre später meine liebe Frau geworden ist.

Diese anderthalb Jahre gehörten unter die glücklichsten meines Lebens. Der sechsunddreißigjährige Junggeselle beging alle Torheiten eines rettungslos Verliebten und meine Kollegen und Bekannten im Städtchen nahmen mich nun ebenso ausgiebig aufs Korn, wie ich vorher sie aufs Korn genommen hatte.

Die Besetzung der Eltern meiner Braut, eine alte Fabrik, vorzeiten ein Jagdschloßchen, lag in einem weitläufigen Park mit Wiesenflächen, Wandelgängen und teilweise hohen uralten Bäumen. Dieser Garten bildete in der sonst ziemlich flachen und einförmigen Ackergegend eine vielbewunderte, träumerische Oase. Hier verlebte ich – vor und nach meiner Anerkennung als Bräutigam – mit meiner Angebeteten manches glückselige Stündchen.

Inzwischen war Laubes 70. Geburtstag herangekommen. Er war wieder Direktor des Wiener Stadttheaters geworden. Ich schrieb ihm einen kurzen herzlichen Glückwunsch.

Die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten.

Eines Vormittags, ehe ich ins Gasthaus zu Tische ging, umwandelte ich, wie es ortsüblich war, die städtische Promenade. Da begegnete mir eines der Häupter der Stadt, ein mir schon befreundeter Rechtsanwalt, der mir laut zurief: »Ich gratuliere Ihnen, Herr Professor!«

Als ich nach der Ursache dieses Glückwunsches fragte, reichte er mir sein Zeitungsblatt, die Neue Freie Presse. Da las ich nun, daß gestern die Leseprobe meiner Tragödie »Sulamith« im Wiener Stadttheater stattgefunden habe.

Nun wurde ich bald auch brieflich zur Generalprobe eingeladen. Ich hatte die Erstaufführung meines Werkes zum Besten des Lese- und Redevereins der deutschen Studenten in Wien gewidmet. Niemals werde ich dieser Erstaufführung vergessen. Mein ausgezeichnete Regisseur war der geniale Künstler Dr. Rudolf Tyrolt. Seine schöne Frau spielte die Königin von Saba. In der Titelrolle schuf Katharina Frank ein hinreißendes Meisterwerk. Emerich Robert spielte den König Salomo. Ein auserlesenes Publikum füllte das Haus bis zum Giebel. Nach jedem Aktschluß erbrausten wahre Stürme, die die Künstler herausjubelten. Ich wurde in gleicher lauter Weise begrüßt und mußte sechzehnmal danken. Ich saß in einer Proszeniumsloge neben zwei bildhübschen Mädchen, meiner Braut Hermine und ihrer Kusine Stefanie. Vor Schluß des letzten Aktes ereignete sich ein höchst komischer Vorfall.

Begreiflicherweise hatte ich nicht geeilt, mich zu zeigen, um meinen braven Künstlern den Vortritt zu lassen. Als sich aber am Schlusse der Ruf nach dem Autor stürmisch erhob, wollte ich endlich von meiner Loge im dritten Stocke die steile Wendeltreppe hinab zur Bühne eilen. Aber die eiserne Tür zur Stiege hatte das alte Weib, das hier die Pförtnerin spielte, bereits versperrt.

Ich schlug mit der Faust so lange an die Pforte, bis sie sich rasch nochmals öffnete und flog hinab. Unten stand Laube, den ich vor die Rampe hinausführen wollte, im Gefühle der Dankbarkeit. Aber der Alte war grimmig, stieß mich buchstäblich unter die Künstler vorwärts und schrie: »Hinaus! Wollen Sie das Publikum beleidigen?« So flog ich denn mit Salomo und Sulamith förmlich betäubt hinaus und empfing einen schönen Kranz mit schwarz-rot-goldenen Schleifen, den ich seit jenem 18. Oktober 1876, allerdings als einen arg zerzausten Veteranen noch aufbewahre. Der Dichter Mosenthal umarmte mich und bezeichnete meine Sulamith als das beste Werk nach Grillparzers »Esther«, schon nach Erscheinen des Buches.

Die maßgebende Kritik begrüßte teils auszeichnend, teils wohlwollend das Werk und seinen künstlerischen Erfolg. Der alte Laube – hierin ganz echt und meine Sache wie seine eigene empfindend – empfing mich des andern Morgens mit den Worten: »Nun, junger Mann, haben Sie nach einem solchen Abend wirklich schlafen können?« Als ich ihm das versicherte, beglückwünschte er mich herzlich und warm als Poeten und Bräutigam und sagte mir viel Lobendes auf meine Braut. Es ist hier der Ort, des für mich denkwürdigen Mannes mich in wenigen Zügen zu erinnern. Ich hatte mich ihm, trotz mehrseitiger Ermutigung, die letzten Jahre hindurch nur selten genähert, niemals mich aufgedrängt. Das Gehaben gewisser junger Leute um ihn, die durch ihn emporkommen wollten, ihm schmeichelten, Feuilletons in den Blättern »Aus dem Salon Laube« schrieben, war mir geradezu abstoßend. Der Alte durchblickte solche Zuträger und benützte sie klug als Leibtrabanten, die er sich ab und zu gefallen ließ, soweit er sie brauchen konnte. Aber da er durchaus ein auf sich selbst gestellter Mann war, besaß er stets die Achtung vor eigener Selbständigkeit bei anderen. Das fühlte ich und das wurde und blieb das Band der Sympathie zwischen uns. Denn nur der gewissenhafte Bühnenkenner und der Mann der Tat hatte mich angezogen. Niemals Laube der Bühnendichter, der dem Bühnendirektor sein Leben verdankte und mit ihm gestorben ist. Meine Phantasie entstammte dem Feenlande Grillparzers, meine Tradition der Bewunderung Hebbels, den Laube nie verstand und ablehnend (trotz der

»Nibelungen«) tief unterschätzte. Mein Herz gehörte Otto Ludwig, den Laube allerdings sehr hoch schätzte, ohne ihn wesentlich vor dem höchst unbedeutenden Neueren zu fördern. Er war ein Mann der rastlosen Arbeit des Tages, werktätig und frisch zugreifend, immer praktisch, zuletzt als ihn der pekuniäre Erfolg seines Unternehmens im Stiche
1705 ließ, praktisch auf Kosten seines besseren Gewissens, als er nicht bloß die technisch vorgeschrittene, sondern auch die schmutzige Tageskunst der Franzosen in sein Haus übersiedelte, um dessen Fortbestand zu retten.

Das konnte mich nicht hindern, seine Vergangenheit hochzuachten, ohne die Einseitigkeit seiner Launen und Antipathien zu billigen. Unvergeßlich bleibt mir sein Ernst und seine Hingebung bei der Leitung der Generalprobe meiner »Sulamith«. Einmal sprang er selbst auf die Bühne, um einem Schauspieler über Gebärde und Stellung
1710 hinwegzuhelfen. Das andere Mal rief er der Darstellerin der Titelrolle plötzlich zu: »Sprechen Sie diese schönen Worte noch einmal, Fräulein!« Ganz erschreckt aber war ich von seiner praktischen Unerschrockenheit, ja Unverfrorenheit, die sich glücklicherweise bei der Aufführung als unnötig erwies. Gegen Ende des zweiten Aktes, da Jerobeam mit gezücktem Speere hervortretend, den König bei der Geliebten vor der Leiche des alten Ephraim
1715 Eindringling Jerobeam zu richten, worauf der König folgende Worte dem Nebenbuhler zuruft, oder vielmehr über ihn hin an seine Jagdgenossen (die sieben grüنگekleideten Knaben) richtet:

»Ihr Schützen,
Wenn eure Pfeile, siebenfach geschärft,
1720 Nach seinem Herzen drohend, ihm nicht sagen,
Der Kampf sei ungleich, den sein Wahnsinn kämpft,
So zieh ich diesen Dolch aus meinem Gürtel ...«

Bei dieser Stelle unterbrach Laube den Darsteller des Königs, indem er in die Szene rief: »Wie viele grüنگekleidete
1725 Knaben stehen auf der Bühne?« »Jetzt nur sechs!« rief der Inspizient. »Das siebente Kostüm ist noch nicht fertig.« Da brummte Laube: »Herr Robert, sagen Sie also: Ihr Schützen, wenn eure Pfeile *sechsfach* geschärft ...«. »Um Gottes willen,« rief ich dazwischen, »das siebenfach ist ja nur symbolisch zu verstehen –« »Tut nichts! – nur vorwärts! Weiter!« kommandierte der Alte und die Probe ging ihren Weg fort. In der Vorstellung aber klappte alles; da standen sieben grüne Knaben und der Text blieb unverändert. – – – –

1730 So war ich mit einem Schlage, wie man im Zeitungsdeutsch zu sagen pflegte, ein sensationeller Mann geworden. Der Journalist Stern schrieb in der Wiener Deutschen Zeitung: »Hundertundein Kanonenschuß! Ein Prinz ist uns geboren! Ein echter und rechter Poet –.« Fast durch ein Jahrzehnt hieß ich nur in den öffentlichen Blättern der Dichter der »Sulamith«. Hätte ich nur einen Tropfen Blutes von einem industriellen Streber besessen, wie sie jetzt die Zeit in
1735 Scharen vorbereitete, ich hätte mein materielles Glück begründen können. Denn nun empfing mich auch Dingelstedt und versicherte mich seiner wärmsten künstlerischen Anerkennung. Ja, der Sekretär desselben bat mich, als ich mich verabschiedet hatte, geheimnisvoll in sein Gemach und sagte mir unter dem Siegel des Vertrauens, der Herr Baron lasse mich versichern, er halte es für seine Pflicht, mich zu fördern, meinen künftigen Werken im Burgtheater die Bahn zu brechen und mein Glück tatkräftig zu begründen. Ich war von diesen überraschenden Eröffnungen erfreut und förmlich betäubt.

1740 Ich hatte für den Augenblick nichts Fertiges in Vorbereitung. In meinen Beruf zurückgekehrt, fand ich mich in weitabliegende aufreibende Pflichten und Arbeiten verwickelt. Kann es einen größeren Gegensatz geben als pädagogische Disziplin und theatralische Kunst? Schulinspektionskonferenzen und dramatische Phantasien? Pegasus im Joche war kein schlechteres Zugtier als ich strengeingespannter Schulhausgaul! Aber – gottlob! – es war immer in meiner Natur etwas vom geborenen Schauspieler, der mit jeder Rolle fertig wird. Ich machte aus der Not eine Tugend
1745 und fühlte bald auch den Segen rüstiger Arbeit im Kreise der Jugend, die mir täglich lieber, täglich verehrungswürdiger wurde in ihrer Unverdorbenheit und rührenden Dankbarkeit für jedes gute Wort. Zu jener Zeit erfreute mich der serbische Dichter Brancic mit einer Übersetzung meiner »Sulamith«, wofür er von der serbischen Akademie mit einem Preise geehrt wurde. Nun führte ich mit Mut und Zuversicht den Kampf um eine unbestrittene Lebensstellung, nicht minder um meine Braut, deren Eroberung nur Neid und Mißgunst, Verleumdung und Haß von
1750 fernster wie von nächster Nähe aus entzündete.

Aber wir ließen uns nicht trennen und am 4. Juli 1877 feierten wir in aller Stille in der Marienkapelle der Mariahilferkirche in Wien unsere Vermählung. Etwa drei Jahre mögen also dahingegangen sein, bis ein neues Drama fertig auf meinem Pulte lag.

Täglich mit den Lehren der Weltgeschichte beschäftigt, täglich im Kreise der mir anvertrauten deutschen Jugend,
1755 konnte ich nicht blind und taub gegen die zersetzenden Tendenzen sein, die allstündlich an der Arbeit waren, mein altes Vaterland unter den Schlagwörtern der Gleichberechtigung und politischen Befreiung in hundert widerstrebende

Atome aufzulösen. An mir selbst empfand ich den Fluch einer allzu kosmopolitischen, jedes gebotenen Ursprungsbewußtseins entbehrenden, farblosen Erziehung.

Ein Vollblutmagyar war Staatsminister. – Budapest diktierte die Politik. Die deutschliberale Partei fraß aus der fetten Krippe und kümmerte sich nur um Stellenjägerei, nicht um das wahre Heil und Unheil des deutsch-österreichischen Volkes.

So geschah es, daß der Ausgleich der beiden neugeschaffenen Reichshälften, die treuesten Bannerträger des einstmaligen Reichsgedankens, die Blutzengen und Märtyrer von Jahrhunderten, die jenseitigen Deutschen, allen voran die Siebenbürger Sachsen, der brutalen Entrechtung und Niederwerfung seitens der Ungarn und der Magyaronen gleichgültig preisgab.

Mich ergriffen die verhallenden Notschreie, die diesseits der Leitha kein Ohr fanden. In einer schlaflosen Nacht warf ich das »Sturmlied der Siebenbürger Sachsen« auf ein Blatt Papier und sandte es andern Morgens an Heinrich Reschauer, den braven und hochverdienstlichen Herausgeber der »Deutschen Zeitung« in Wien. Andern Tags, als das Sturmlied im Feuilleton erschien, mußte schon mittags eine neue Auflage des Blattes veranstaltet werden, so vergriffen war die Nummer, wie der edle Mann wir schrieb. Hunderte von Briefen aus Deutsch-Ungarn liefen bei mir ein und sandten mir Dank und ergreifende Segenswünsche. Der spätere evangelische Pfarrer, mein herzliebster Freund Julius Antonius, damals ein Einjährig-Freiwilliger, und der heute hochgeehrte Universitätsprofessor Dr. Berwert mit einem jungen Dr. med. Fabricius erschienen als Dankesdeputation der Siebenbürger Sachsen in meiner schlichten Wohnung in St.-Pölten, um mir die Empfindungen ihrer Blutsengen zum Ausdruck zu bringen. Selbst unser kleines Städtchen war in Rebellion. Die Deutschgesinnten begrüßten mich mit Ehren. Auch der Direktor meiner Anstalt, allzeit ein Mann von Herz und Charakter, freute sich meines offenen Wortes. Manche wichen mir aus. Ein sogenannter guter Freund, der jede Woche einen Abend bei mir bisher zugebracht hatte, erklärte mir, daß meine Kollegen protestieren mußten, wenn ich noch einmal etwas Derartiges veröffentlichen würde. Er stellte von da an seine regelmäßigen Besuche ein; aber mein edler Direktor drückte mir bewegt die Hand. Mein Herz war so voll der Ueberzeugung, daß ich recht getan hatte, daß ich des Getratsches nicht achtete.

Kurz darauf erschien ein öffentliches Dankgedicht als Antwort der sächsischen Nation in der Wiener Deutschen Zeitung, das mit den Worten begann:

»Hab Dank, du edler deutscher Mann,
Daß du das Wort gesprochen,
Du hast den langen, schweren Bann,
Der uns gedrückt, gebrochen!«

Inzwischen hatte ich mit Eifer und Andacht das Buch des Engländers Charles Boner über Land und Geschichte Siebenbürgens gelesen. Das begeisterte mich zur Schöpfung meiner Tragödie »Der Königsrichter«. Ich schilderte mit poetischer Wärme und dramatischer Freiheit das Schicksal jenes Markus Pemflinger, der sich für die Sache des Kaisers und seiner Nation geopfert hatte.

Als das Werk in Leipzig bei Breitkopf und Härtel als Buch erschienen war, reichte ich es Dingelstedt für das Hofburgtheater ein. Aber – da hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Unsere Bühnen begehrten Komödien, ernste oder heitere, die auf den Geist des Tages und der Großstadtleute berechnet waren, – kein das Gewissen der Menschheit vom Schlafe emporrüttelndes Werk. Die Ungarnfurcht beherrschte die maßgebenden Klassen der Gesellschaft; von der Feigheit sämtlicher Bühnen gar nicht zu sprechen. Das Berliner Hofschauspielhaus schrieb mir: »Für die Beziehungen der österreichischen Völker gibt es hier kein Interesse.« Dingelstedt lehnte mit freundlichem Wunsche nach einer anderen Arbeit höflich ab. Dagegen empfing ich ein herzlich zustimmendes Schreiben Sr. Exz. Ritter von Schmerling. Und – fast dreißig Jahre mußten vergehen, bis unser Volksurteil so gründlich geändert war, daß ich es erleben durfte, daß der »Königsrichter« unter einem wahren Beifallssturm durch die deutschen Hochschüler Wiens – ohne jede Zensurschwierigkeit – im Wiener Raimundtheater seine Erstaufführung erlebte. Wieder wurde im mechanischen Gehirn der Öffentlichkeit ein neuer Name für mich geprägt. Ich hieß jetzt der Dichter des Sturmliedes der Siebenbürger Sachsen. Die Leute vom Handwerk ahnen ja nicht, daß es dem Dichter auf seinem jeder Absicht fremden Wege weder um ein orientalisches Liebesgedicht, noch um ein aufdringliches Deutschtum, überhaupt um kein Schlagwort, nur um die Freude an lebensvoller Menschendarstellung zu tun sein kann und um die Befreiung seines Herzens von der Ueberfülle der Empfindung und der geistigen Bilderschau. Die Handwerker des Tages arbeiten ja wie die Schuster und Schneider, heute so morgen so, wie es die Mode begehrt, die vom letzten Skandal und von der neuesten Dummheit ihre Erquickung holt.

Daß der Dichter das Schicksal seiner Nation in seiner Seele miterlebt, miterleidet, er mag wollen oder nicht, das ist

ihnen schwer verständlich. Einen mächtigen Herrn anzusingen, einer einflußreichen Partei ein tiefes Kompliment zu machen, kurz durch Wort und Schrift sich selbst in grelle, helle Beleuchtung zu setzen, gut und selbst – wenn es nicht anders sein kann – schlecht, jedenfalls möglichst oft und viel genannt zu werden, das ist das wahre und einzige Ziel der mehr oder minder klugen Köpfe, die es vorziehen, die Feder zu führen, anstatt auf viel einfacherem Wege durch Handel mit Holz, Butter oder Zuchtschweinen ihr einziges Ideal, möglichst viel Geld, aus der Dummheit der Mitwelt zu gewinnen. Kommt dazu noch eine politisch-vermoderte Epoche, eine Großstadt, die im Kreuzungspunkte gegensätzlicher Rassen und Interessen ihres eigenen Ursprungsgedankens verlustig, durch berechnete Schmeichelei sogar auf ihre schlimmsten Schwächen stolz geworden ist, endlich eine Presse, die mit Millionenmitteln nur für die Millionenmacht der stillen harten Mächtigen arbeitet, in deren Händen das Reich nur ein klug verteiltes Gebiet der Ausbeutung geworden ist, dann ist der Künstler, der nicht zur alles beherrschenden Sippe zählt, für diese Meute ein Tor, für die Einsichtigen aber ein Märtyrer.

Solche trübe, wenn auch nur flüchtig aufsteigende Betrachtungen der ewigen Wirklichkeit, müssen aber wie graue, öde Wolkengebilde, wie schnöde Wetterfetzen jedesmal zerstieben, wenn ich das Lieblingskästchen meines Archives aufschließe und in dem Paradiesgärtlein schöner, unverwelklicher alter Briefe mich verliere, die mir mit hundert Zungen predigen, daß es außer dem Bereich der Macher und Unternehmer, deren Schnittzeit ja doch so vergänglich ist, noch eine bessere, höhere Welt gibt, die Welt der großen Künstler und der edlen Geister.

Und wenn es auch niemals meine Absicht sein kann, dieses Heiligtum zu entweihen, indem ich seine Rosenblätter vor die Blicke der Oeffentlichkeit hinstreue, als ob ich mich selbst schmücken wollte, so übermannt mich doch die Gewalt der Erinnerung an zwei besonders geliebte große Künstler derart mächtig, daß ich beider Briefe, mir selbst zur Herzensbelebung, dem gleichgesinnten Leser zur Freude hier herbeiziehen will. Der erste Brief ist vom Hofschauspieler Josef Lewinsky. Die Veranlassung zu des Meisters Schreiben ist hier gänzlich gleichgültig. Ich gebe den Brief nur als Dokument und Offenbarung feinkünstlerischer Gesinnung. Er ist datiert vom 9. Juli 1878 aus Franzensbad.

»Verehrter Herr Professor, fast machen Sie mich ängstlich durch das Uebermaß an Vertrauen, welches Sie in meine künstlerische Einsicht, in meine geistige Macht setzen.

Es lohnt mich allerdings reichlich, wenn ich hie und da erfahre, daß ich auf einzelne, die sich einer geistigen oder künstlerischen Bedeutung rühmen dürfen, einen Eindruck gemacht, der ermutigend und fördernd auf deren Schaffen eingewirkt; aber ich bin mir recht wohl bewußt, daß das Anregende in mir nicht der positive künstlerische Wert meiner Darstellungen, sondern die Gesinnung ist, die mir innewohnt, eine Art gewaltigen Ernstes, mit welchem ich meinen Beruf auffasse, der in meinem Schaffen ersichtlich sein mag und zuweilen ermunternd wirkt.

Aber ich will redlich Ihnen jederzeit meine Meinung sagen: ob Ihnen dieselbe ein Rat sein kann, wollen wir abwarten. Den Fehler, in welchen Sie sich nach Ihrem eigenen Geständnis eingelebt haben, werden Sie wohl bekämpfen können, nachdem Sie ihn klar erkannt. Vergessen Sie nie, daß Ludwig *nur* durch seine qualvolle Krankheit, die ihn monatelang vom Schaffen ferne hielt, gezwungen war, Kritik zu treiben in seiner Weise, und daß es ihm nie beikommen wäre, eine solche Anatomie des Wesens und der Technik des Dramas zu treiben, wenn er nur imstande gewesen wäre, niederzuschreiben, was seinem unglaublich produktiven Gehirn massenhaft zuströmte. Haben Sie nur den Mut Fehler zu machen, vertrauen Sie dem lieben Herrgott, der, halb unbewußt, in dem Künstler schafft, mehr, und dem richtenden, grübelnden Verstande viel weniger. Vermutlich sehen Sie *lange* auf einen Punkt; dadurch entdecken wir in allem Unvollkommenes, aber zuletzt entsteht denn doch die Frage, ob die Fehler in dem betrachteten Gegenstände, oder nicht vielmehr in dem überreizten, spähenden Auge liegen. Lassen wir also vorderhand alles Theoretisieren, sondern schaffen Sie in guter Stunde, wenn Ihnen dieselbe geschenkt wird und senden Sie mir gütigst Ihr fertiges Werk, ehe Sie es der Direktion einreichen. Ich werde es bei der ersten Lektüre auch nicht mit kritischem Auge, sondern mit dem Herzen lesen, wie ein ganz naiver Hörer mir die Worte herankommen lassen und erwarten, wie mich dieselben bewegen. Der Stoff scheint ein glücklicher und so vertrauen Sie Ihrer günstigen Stunde und sperren das alte Weib, die kritische Sorge, vor die Tür. Ich hoffe, im Herbste von Ihnen zu hören und werde mich Ihrem Werke gänzlich hingeben.

Mit herzlichen Wünschen und voller Aufrichtigkeit

Ihr Josef Lewinsky.«

1860

Und nun steigt ein junges, schönes, sonniges Bild vor mir empor, das lieblichste Gretchen der deutschen Bühne, die so traurig und so früh dahingeschiedene, unvergeßliche Josefine Wessely.

Der Brief ist datiert vom 24. Oktober 1882.

Durch das nach Dingelstedts Tode interimistisch waltende Regiekollegium mit Zustimmung des Generalintendanten

1865 Baron Hofmann wurde meine »Sulamith« nun auch im Wiener Hofburgtheater zur Aufführung vorbereitet. Der Brief ist ein Seelenbild. Lassen wir die Künstlerin sprechen.

»Sehr geehrter Herr Professor!

1870 Versenkt ins Studium meiner lieben Sulamith, komme ich erst heute dazu, Ihnen für Ihre freundlichen Zeilen zu danken. Sie haben mir darin alles ausgeplaudert, was ich von Ihnen über diese liebe Gestalt zu erfahren strebte und so ausgerüstet, bin ich ans Studium gegangen, welches mich nun ganz gefangennimmt. Es ist dies ein unbeschreiblicher Zustand, in dem ich mich da befinde. Wo ich gehe, was ich auch spreche, sehe, unternehme, alles, was mir mit einem Worte begegnet, vermengt sich mit dem Bild der Rolle. Gäbe nur Gott, daß schon alles glücklich vorbei wäre. Was in meiner Kraft liegt, die schöne Gestalt Ihrer Phantasie lebendig und wahr zu verkörpern, Ihnen und dem Publikum zu Dank – soll geschehen. Donnerstag ist die erste Probe. Also glückauf noch einmal. Auf frohes Wiedersehen zur Kostümprobe und zur Schlacht!

1875

Ihre Ihnen sehr ergebene

Josefine Wessely.

1880 Sie hat mir, als die Schlacht vorüber war, noch manches gute, treue, wahre Wort geschenkt. Sie hat selbst, trotz ihres Genius und ihrer hochkünstlerischen Stellung viel gelitten – viel gelitten! Ein junger Tod raffte sie so rasch dahin – mit achtundzwanzig Jahren.

Eine liebenswürdige junge Schauspielerin, Fräulein Gusti Telmar, heute Frau Direktor Karl Richter, schenkte mir das letzte Bild der Künstlerin Josefine Wessely. Welch ein Gesicht! Noch immer so schön, wie sie bei jener Kostümprobe war, aber seelisches Leiden und Schatten des Todes ziehen wie blasse Reflexe darüber hin. Dieses Bild gehört ins Allerheiligste meiner Erinnerungen.

1885

In solcher Stimmung etwa schrieb ich mein deutsches Bauernlied auf fliegenden Blättern »Stefan Fadinger«.

1890 Wenn irgendwo ein geschichtliches Ereignis in der Erinnerung des Volkes lebendig geblieben ist, so ist dies hier der Fall in den Gauen meiner obderennsischen Heimat. Ein mehrwöchentlicher Ferienbummel führte mich in Begleitung meiner Frau an alle die denkwürdigen Stätten der vier alten Viertel Oberösterreichs vom Maierhoferberg bis zur Weiberau und dem Hausruck. Robert Hamerling und der schon sterbenskranke Dichter Viktor v. Scheffel bezeugten mir ihre Freude über das Werk.

1895 Nun hieß ich der Dichter des Stefan Fadinger. Mich aber hatte nicht bloß das geschichtliche Schauspiel der erbarmungslosen Gegenreformation und der Reiz des Lokalkolorits, mich hatte aus unmittelbarer Nähe ein düsteres Denkmal jenes Volksmartyriums ergriffen, der Bauernhügel bei Pinsdorf in der Nähe Gmundens, der hart neben der alten Straße liegt, einige tausend armer Teufel bedeckend, die hier im letzten Kampfe gegen die Uebermacht Pappenheims gefallen waren. Mein verstorbener Schwager Johannes Forstinger, ein gebildeter Katholik, hatte den armen Evangelischen einen granitenen Obelisk gestiftet, zu dem ich oft gepilgert bin.

1900 Es ist nicht meine Absicht, aller meiner Werke einzeln zu gedenken. Diese Blätter wollen ja nur ein Gärtlein der Erinnerung sein, nur manches grünen Plätzchens gedenkend, wo ich gerne verweilen mochte, oder höchstens eines kurzen Nebenweges zwischen Rosen und Dornen. Es ist auch nicht meine Art, mich in Beziehung zu den Dichtern meiner Epoche zu stellen, die bereits einen berühmten Namen erworben hatten. Mit Peter Rosegger war ich bereits brieflich in respektvolle Berührung geraten, als er in seinem Heimgarten meinen »Weltverdruß« veröffentlicht hatte. Als die deutschen Hochschüler Wiens eine Festvorstellung von Anzengrubers »Meineidbauer« im Theater an der 1905 Wien veranstalteten, wozu ich aufgefordert wurde, eine einleitende Apotheose zu schreiben, welche als »Christane« dem Stücke voranging, wurde ich mit Meister Anzengruber und dem anwesenden Dichter Rosegger persönlich bekannt, indem ich als dritter geladener Gast an der Hoteltafel beiden näher kam. Anzengruber stand damals noch in seiner Vollkraft, eine Andreas-Hofer-Gestalt. Ich höre noch seine, ich möchte sagen, vom Bewußtsein geschwellte Stimme, mit der er seiner Freude Ausdruck gab, daß es ihm vergönnt war, uns »das echte Volksstück« zu schenken. 1910 Der mit blitzenden Augen und pechschwarzem Haar jugendlich beweglich neben ihm sitzende »Peterl« erhob sich zu einer witzigen »stoansteirischen« Rede, die nach den Worten des ernstesten Meisters wohlthätig zündete, worauf der damals auch noch frischtannenhaft kräftige Meisterdarsteller der Anzengruberschen Muse, Ludwig Martinelli, der in der Titelrolle des Feststückes gegläntzt hatte, auch noch kernig zu Worte kam.

1915 So wurde ich mit dem berühmten Kleeblatt auf einem Sitz befreundet. Anzengruber drückte mir beim Abschied die Hand und sagte gemüthlich: »Wann S' mi' amal brauchen, so kumman S' nur. Bleiben Sö ollweil bei dem Schaner wia d' Sulamith?« Ich mußte lachen und sagte dankend: »Das weiß ich selber noch nicht.« Die große Kunst Anzengrubers, gepflegt von bedeutenden Künstlern, hob unsere Bühne mit wohlthätiger Kraft und reizvoller Originalität geraume Zeit

aus ihrer Versumpfung. Die Zeitgeschichte weiß von einem hohen Aufstieg Anzengrubers zu erzählen, dem in den letzten Lebensjahren des Dichters eine versteckte Opposition der Wiener Bühnen folgte, so daß das reifste Werk seiner letzten Periode, »Das vierte Gebot«, seine Erstaufführung draußen in Baden erleben mußte. Der Wiener »Gschpaß« trat wieder seine Herrschaft an und wird ewig der guten, echten Kunst den Boden streitig machen, weil eben der »Gschpaß« das bequemste und einträglichste Futter für die Massen ist.

Ich fühlte, daß ich meinen eigenen Weg gehen müsse. Von der großen Tragödie Grillparzers hatte ich gleichsam den Segensgruß empfangen bei meinem ersten Schritt zur »Sulamith«.

Das Bauern- und Wiener-Lokalstück Anzengrubers, so tief ich es verehren mußte, war doch nicht meine Welt, weil es das ausschloß, was ich beispielsweise in den Bildern Defreggers bewunderte, den großen Zug des Nationalheroischen, des vaterländischen Heldentumes. Der Niedergang alles dessen, worauf ich als Deutscher stolz war in meiner Vaterlande, die Sehnsucht, das Verlorene wenigstens im künstlerischen Bilde wiederzuerwecken, ließ mich mit verdoppelter Liebe auf die Vergangenheit blicken, deren Gedächtnis noch nicht ausgelöscht ist in den denkenden Köpfen und empfindenden Herzen. Und das führte mich zu Stoffen, die in Geschichte und Sage, in Fels und Strom, in Trümmerburgen und Denksteinen erhalten sind bis auf den heutigen Tag.

In diesem Geiste erschuf ich den »Schmied von Rolandseck«, den »Schenk von Dürnstein«, »Das Steinfeldmärchen«, »Die Spinnerin am Kreuz«. Der Humor machte sein Recht geltend im »Schelm vom Kahlenberg«, im »Fridolin«. Das alte Volksbuch reizte mich, in »Münchhausens letzter Lüge« die Gestalt des nie verlegenen Abenteurers heraufzubeschwören in einer Komödie. Waren einige dieser Werke mit Glück auf die großen Bühnen von Wien und Berlin gedrungen und von dort aus über zahlreiche Provinztheater Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches gegangen, so sah ich andere bei volkstümlichen Festen zu wiederkehrenden Zeiten von Turnern und Arbeitervereinen in Oesterreich und Deutschböhmen in Freilichttheatern, also vom Volke selber, aufgeführt. Das Beispiel der Schweizer, die ihren Wilhelm Tell zur Erhebung und Stärkung des nationalen Geistes mit schlichter Volkskunst immer wieder sich vor Augen führen, erbringt wohl den Beweis, daß auch unsere Geschichte und Sage der Kunst und der eingeborenen Volksnatur neue Belebung, Kräftigung und Freude zuführen könne. Ich erlebte auf denkwürdigem Boden unter festlich gestimmten Volksgenossen unvergeßliche Tage und Stunden.

War ich im Laufe der Jahre mit bedeutenden Schriftstellern, wie Scheffel, Hamerling, Hans Herrig, Rosegger, zuletzt mit dem größten Dramatiker Deutschlands, Ernst von Wildenbruch, und dem weihevollen, einzigartigen Sänger von der Festenburg, Ottokar Kernstock, brieflich in Verkehr getreten, ja mit den zwei Letztgenannten in das Verhältnis innigster Freundschaft gekommen, so gewährte mir der teilnehmende Zuspruch, die Ermunterung und Anerkennung dieser bedeutenden Männer die Ueberzeugung, daß ich, obgleich abseits von der Liga der bühnenbeherrschenden Spekulationsfirmen, doch auf dem Wege ehrlicher Kunst und unbeirrter Natur geblieben sei, ohne mich durch Unverständnis, Beschränktheit oder Neid böswilliger oder verbummelter Besserwisser von Gottes Ungnaden auch nur im geringsten irren zu lassen. Eines meiner Lieder sagt:

»Was ist denn geschehn? Laßt sie schwätzen und schreiben! Die Blätter vergehn, die Werke bleiben.«

Den gewaltigsten und tiefsten künstlerischen Eindruck meines Lebens habe ich in Bayreuth empfangen. Wer dort den »Parsifal« und »Tristan und Isolde« erlebt hat, der ist mit einem Feuerzauber gegen all den Katzenjammer moderner Kunstzustände gefeit und gesichert. Jeder junge Künstler sollte aus diesem Olympia sich die Lebensweihe holen.

Das Schicksal hat mich aber auch mit manchem drolligen Modell zusammengeführt, von dem ich manches, gerade wegen der Gegensätzlichkeit unsrer Naturen lernen konnte. Ich will ein solches Original aus der Erinnerung heraufbeschwören und pietätvoll festhalten, was ich seinem Umgang verdanke.

Eines Tages war in unserm Städtchen eine Gestalt aufgetaucht, welche nicht geringes Befremden erregte. Es war Graf Emerich von Stadion. Er verkehrte mit niemand als dem gleichfalls hier ganz zurückgezogen lebenden Schriftsteller Emil Vacano. Ich wußte nichts von beider Vergangenheit, weder literarisch, noch biographisch. Nur von Vacanos Postarbeiten in großen illustrierten Zeitungen hatte ich manches gelesen. Beide schienen mir bewußt oder unbewußt Nachahmer Sacher Masochs zu sein, den sie bewunderten.

Da geschah es, daß eines Abends der mir fremde Graf im Theater eines meiner Stücke sah und sich derart davon berührt fühlte, daß er mich persönlich aufzusuchen beschloß. Ich war zufällig vom Hause abwesend, als die Klingel gezogen wurde und meine Frau, vor Schrecken ratlos, einer Erscheinung gegenüberstand, die ich einigermaßen also zu beschreiben versuchen will. Eine kavalierrmäßig hohe, frappierende Erscheinung. In der Ferne mehr jugendlich als alt; in der Nähe erschreckend gekünstelt. Auf dem Haupte schief sitzend ein kleines Hütchen; darunter eine rötlichbraune Perücke, das Haar über Stirne und Schläfen herabgekämmt in malerisch nicht geglückter Nachahmung uralter Frisuren aus der Zeit Lord Byrons. Ueber den Salonrock einen langen rotbraunen Havelock und über die Beine schwefelgelbe Gamaschen. Nur der dünne in Schwänzchen aufgerichtete rötliche Schnurrbart und zwei kurze seitliche Bartstreifen vor den Ohren erschienen als unbestreitbar natürlich. Seltsam dagegen waren die Augenbrauen, deren beginnendes Silber durch naiven Auftrag von schwarzem Stoppelkohlenruß energisch überdeckt war. Zu dieser Erscheinung kam

eine heisere, hohe Fistelstimme und ein unsicheres, fast ängstliches Benehmen, das, als der Gast abgelegt und Platz genommen hatte, in noch seltsamere Taktik übergang. Der herzensgute Mann, voll Angst, daß seine Perücke ihren Standpunkt wechseln oder irgendeine Blöße zeigen könnte, zog hastig ab und zu, aber stets unter dem Schutze der Tischplatte, ein kleines Spiegelchen hervor, klemmte es in die innere Handfläche und warf unter lebhafter Bewegung der Arme rasche, orientierende Blicke hinab, die meine arme Frau, welche solche Manieren nie gesehen hatte, in wahre Verzweiflung brachten. Dreimal nacheinander bestürmte er am selben Tage meine Wohnung, ohne mich anzutreffen. Erst auf der Gasse kam ich ihm in den Weg und ich fand unter der peinlich ängstlichen Hülle des menschenscheuen Absonderlings einen herzensguten, geistvollen, durch Not und Demütigungen schmerzlich niedergedrückten Mann.

Er besuchte uns nun regelmäßig an bestimmten Abenden; und als wir zur Ferienzeit in die Alpen zur Sommerfrische zogen, bat er mich in einem wahrhaft rührenden Briefe um »das brüderliche Du«.

Jetzt, wo er längst im Grabe ruht, halte ich es für eine Pflicht der Dankbarkeit, seiner seltenen Gaben und Vorzüge zu gedenken.

Als Poet konnte er auf mich keine Wirkung üben, weil das allzu Romantische, mitunter Kapriziöse, fast Abergläubische seiner auf das Pikante gerichteten Schauspiele, sowie das Stammbuchblumenhafte seiner kurzen Verse, als Produkt einer Salonerziehung mir halb als eine Verirrung erschien, halb als Dilettantismus.

Aber der Mensch in ihm, der allzeit getreue Kamerad, der unermüdliche Warner und Berater, der geistvolle Vorleser, der eminente Spieler der vollendeten sowie der erst werdenden Rollen meiner Stücke, der ist mir ebenso unvergeßlich, wie unersetzlich geblieben. Er besaß die goldene Eigenschaft des Herzens, sich selbst zu vergessen und nur dem Wohl und Weh meines Gestaltens und Schaffens zu leben.

Wenn mich der Zweifel entmutigen, die Gemeinheit niederdrücken wollte, dann richtete mich sein nie ermüdender Zuspruch immer wieder auf. Niemals werde ich die guten Worte vergessen, die er einmal zu mir sprach, als ich in einer schwer verdüsterten Stunde dem Abscheu und Lebensverdruß erliegen zu müssen glaubte. Hochaufgerichtet sprach er mit seiner verschleierten, teilnehmenden Stimme: »Ich beschwöre dich, lieber Franz, nur in einem einzigen Punkte folge dem großen Grillparzer nicht nach; leg' die Feder nicht aus der Hand und laß dich nicht vergrämen. Bereite den Kanailen, die dich unterdrücken oder ignorieren wollen, ja nicht den Triumph, als wolltest oder könntest du nichts mehr schaffen. Gott hat dir den Humor verliehen; arbeite für die Zukunft und verachte sie!«

Nie habe ich einen zweiten Menschen gefunden, der, wenn ich ihm nur eine flüchtige Skizze mitteilte, Tag und Nacht nicht Ruhe fand, bis er mich dahin brachte, dieses oder jenes auszuführen, durchzukomponieren, abzuschließen. War ich stimmunglos, so konnte er nicht müde werden, mich in gute Stimmung zu versetzen, sei es, daß er auf dem Flügel, den er genial beherrschte, mir einen Beethoven, Wagner, Liszt oder Chopin vorphantasierte, oder mir eine meiner halbfertigen Szenen dialogisch meisterhaft vorlas. In dieser Kunst war er mein förmliches Haustheater.

Unerschöpflich war er in seinen Lebenserinnerungen, die ihn mit den höchsten und tiefsten Persönlichkeiten, beinahe allen Künstlern oder Kunstautoritäten seiner Zeit in Berührung gebracht hatten.

Fehlte ihm nach meiner Empfindung jene letzte Kraft, die ich das Männliche und Natürliche in der Kunst nennen möchte, so besaß er dafür den ganzen Ueberfluß des Amüsanten, Pikanten, Abenteuerlichen, Absurden, den eine Zickzackerziehung in der Salonatmosphäre des hohen Adels einem nervösen, exzentrischen Geistesbummler mit Phantasie und gutem Herzen einimpfen mußte.

Zwanzig Jahre haben wir kameradschaftlich zusammen verlebt. Niemals hat mich seine Ueberspanntheit beirrt, denn er gestattete, daß ich sie heiter belächle; aber hundertmal habe ich seine Winke und Ratschläge in bezug auf Technik und psychische Steigerung im dramatischen Aufbau als gut und wertvoll erfunden. In den kleinen Nestern, wo er lebte, wo er mit seinem Diener Franz wirtschaftete, der sein Sekretär, sein Koch, sein Krankenwärter, sein Begleiter auf den einsamen Spaziergängen war, Orte, die er beständig wechselte, – besuchte ich ihn auf kurzer Bahnfahrt an regelmäßigen Sonn- und Feiertagen zu regelmäßiger Arbeit, die in gründlicher Aussprache über halbfertige Pläne, in Rezitationen, Musik und, solange er nicht durch sein späteres Leiden zur Zimmerhaft verurteilt war, in kleinen Waldspaziergängen bestand.

Arm und gesellschaftlich vereinsamt, ja menschenscheu und wunderlich, schien er viele Jahre in diesem schlichten Verkehre sein Genügen zu finden. Wenn ich durch Arbeiten oder Unwohlsein einen solchen Tag versäumte, kam eine wahre Verzweiflungsepistel an mich. Kümmerlich von einer Tante unterstützt, lebte er so dahin, ein ewiger Träumer als Poet, als Mensch durch Jahrzehnte dem Phantom des Familienmajorates nachjagend, heute von Hoffnung erhoben, morgen durch Enttäuschung niedergestürzt.

»Hoffen und Harren macht manchen zum Narren!« Die symbolische Wahrheit dieses Sprichwortes habe ich in dem langsam sich vorbereitenden geistigen Zusammensinken dieses hochbegabten und trefflichen Menschen mit Schauern beobachtet.

Einen Schlaganfall, der ihn streifte, hatte man mir – vielleicht auch ihm verheimlicht und als Nervenerschöpfung definiert. Plötzlich, aber viel zu spät, kam das Majorat. Der Aermste, der nicht mehr aus der Stube wollte, mußte nun seine Schlösser in Böhmen, Bayern und Württemberg bereisen. Der Unpraktische, der nie zu rechnen verstand, sollte die Erträgnislisten seiner Verwalter prüfen. Der plötzlich Reichgewordene, mit einem Einkommen von jährlich hunderttausend Kronen, sollte nicht nur die Wünsche seiner Familie, sondern die unglaublichsten, gierigen Zumutungen seiner nun plötzlich auftauchenden zahlreichen Verehrer und Verehrerinnen befriedigen. Händeringend bat er mich oft, diese Bettelbriefe zu lesen, diese Anbiederungen abzuweisen. Mein Humor stand ihm redlich bei. Ich diktierte – im Reichsgrafenstil. Mit seiner Gesundheit ging es unerbittlich abwärts.

War er von Jugend auf kein gesund natürlicher Mensch gewesen, hatte er Sonne und Regen, Licht und Luft von jeher gefürchtet, ja seine Fenster nur aus Rücksicht für mich, sobald ich eintrat, auf kurze Zeit geöffnet, weil ich darauf bestand, so bezog er jetzt wider meine Warnung in Wien eine dunkle, allerdings standesherrngemäße Wohnung, wo ich ihn nur noch zweimal lebendig traf. Ein Schlaganfall endete sein, gerade auf der Höhe materiellen Wohlbefindens durch Aergernisse, Reizungen und Enttäuschungen verkeltes, trauriges Dasein für immer. – Lebe wohl, alter Freund! Ich habe dir ein kleines, schlichtes Denkmal geweiht unter meinen Gedichten als letzten Gruß. Mit Emerich von Stadion ist allerdings die Zahl meiner lieben und treuen Freunde nicht im geringsten erschöpft. Im prosaischen Teile meiner gesammelten Schriften werde ich Gelegenheit und Raum finden, manche liebe Gestalt heraufzubeschwören und festzuhalten.

Bittere Stunden des Schmerzes und der Trauer bereitete mir der Herbst des Jahres 1885. Am 9. September starb mein guter Vater nach schweren Leiden an Gefäßverkalkung. Der milde, im Leben mehr schwache Mann ging mit erhebender Ruhe und ergreifender Gottesergebung dem Tode entgegen, der durch drei volle Wochen jede Stunde des Tages und der Nacht unmittelbar bevorstehend erschien. Nie vergesse ich die Frage des Vaters, die er einmal bei vorübergehender, täuschender besserer Stunde plötzlich an mich richtete: »Franz, wird denn nicht endlich meine Auflösung eintreten?« Mit einem lauten Schrei, als ob sein Herz zerspränge, starb mein guter Vater. Er wurde in Gmunden begraben. Die Mutter, trostlos und völlig gebrochen, nahmen wir zu uns nach St. Pölten. Hing sie doch an meiner Hermine und diese an ihr wie Mutter und Tochter! Aber ihr Leben schien in des Vaters Sarg gebannt zu sein. Die geistig unverwüstliche, humorvolle Frau siechte körperlich dahin. Der Genuß einer Lieblings Speise, eines Fisches, erzeugte ein gastrisches Fieber, das nicht mehr weichen wollte. Um Mitternacht des letzten Februar 1886 folgte sie in sanften Phantasien meinem Vater in das ewige Jenseits hinüber.

Diese letzten Minuten verbrachte sie in leisen, hing gesprochenen Fieberworten, denen meine Frau und ich atemlos lauschten, um ihrer letzten Gedanken teilhaftig zu werden. Da geschah etwas Wunderbares. Der kalte Verstand wird es eine Suggestion nennen; uns war es ein himmlischer Trost. Plötzlich fragte meine Mutter mit matter Stimme: »Sind denn alle meine Kinder da?« Die Augen hatte sie geschlossen. Ich wußte, daß mein Bruder, der aus Gmunden herbeigeeilt war, ihr jetzt in der Versonnenheit nicht allein vorschwebte, denn sie sprach oft und gerne von ihren längst verstorbenen Töchtern. Ich empfand, daß ihr Geist nicht bloß scheidend das Diesseits, sondern ahnungsvoll das Jenseits zu begrüßen schien, und da tat ich eine barmherzige Lüge. Ich sagte leise: »Alle, alle deine Kinder sind bei dir, Mutter.« Da öffnete sie halb die leuchtenden blauen Augen und fragte freudig: »Der Karl auch?« »Jawohl, der Karl auch.« »Und die Mali?« »Ja, die Mali.« »Und die Loisi?« »Ja, Mutter, auch die Loisi, alle sind wir da.« Da hauchte sie selig: »Alle seh' ich, alle sind da!« und verschied.

Bevor ich zum Abschluß meiner persönlichen Lebensskizze weiterschreite, möchte ich nur über drei meiner eigenartigsten dramatischen Werke eine kurze Betrachtung einflechten, weil sie einerseits meiner Lebensanschauung, andererseits meiner Richtung und Kraft im Bühnentechnischen einen deutlichen Ausdruck verleihen.

Schon frühzeitig hatte mich, unter dem Einflusse der Schillerschen Briefe über Faust, gewiß auch unter der Einwirkung der halb poetischen, halb philosophischen, »kritischen Gänge« Friedrich Theodor Vischers, der Gedanke verfolgt und nicht mehr losgelassen, in meiner Art mich in die Lösung dieses Problems, nicht gelehrt, sondern dichterisch zu versenken.

Nur ein Tor könnte glauben, daß ich mich vermessen wollte, an dem unantastbaren Werke Goethes rütteln zu wollen. Millionen verehren Goethes Geist, beugen sich in Liebe und Bewunderung vor diesem Einzigem und können doch der Empfindung nicht Schweigen gebieten, daß dieser zweite Teil des Faust bei allem Reichtum der Gedanken, aller Feinheit und Mannigfaltigkeit der Erfindung jener zwingenden Notwendigkeit in Gang und Lösung entbehrt, die nach seinem strengsten Gesetze ein Drama fordert. Hatte schon Schiller bezüglich einer Fortsetzung seine eigenen Gedanken – vor Vollendung des Faust – an Goethe ausgesprochen, so bleibt Grillparzers Urteil nicht überflüssig, hier angeführt zu werden. In seinen tagebuchförmigen Studien zur deutschen Literatur, 1833, sagt er hierüber:

»Ueber jenen zweiten Teil des Faust. Was läßt sich sagen? Goethe hatte teils durch das höhere Alter, größtenteils

wohl aber durch die kanzleiartige Geschäftigkeit seiner letzten Jahre von jener lebendig-versinnlichenden Kraft
eingebüßt, welche allein Gestalten gibt und Gemütsinteressen erweckt. Die Figuren, die er aus seinen Jugendschätzen
bereichert, hatten sich ihm daher zu Träumen und blutlosen Schatten verdünnt, die man noch immer billigen, ja
2085 bewundern muß, denen man sich aber nicht mehr mit Teilnahme verwandt fühlt. Auch mag dazu noch gekommen sein
jener begreifliche Wunsch von Goethes letzter Zeit, keines seiner geistigen Kinder unversorgt zurückzulassen. So wie
ihn das veranlaßte, mit weitem, allgemeinen Streben in individueller Besonderheit angefangene Werke fortzusetzen
und abzuschließen, so scheint es ihn sogar verleitet zu haben, Teile und Bruchstücke, die ursprünglich nicht
füreinander bestimmt waren, gewaltsam in einen Verband zusammenzudrängen und die Sorge für die Herstellung der
2090 Einheit zum Ganzen der Bewunderung der Zeiten und der Gewalt seines Namens überlassen zu haben. Was bei
Wilhelm Meisters Wanderjahren sichtlich geschehen ist, dürfte bei dieser Fortsetzung des Faust zum Teile auch der
Fall gewesen sein. Die darin aufgenommenen antikisierenden Bestandteile wenigstens sind offenbar Bruchstücke aus
einer Tragödie Helena, die Goethe in früherer Zeit entwarf, in der Folge aber wieder aufgegeben hat. Ebenso trägt die
klassische Walburgisnacht deutliche Spuren eines antiquarischen Scherzes, unabhängig von Faust, den
2095 mittelalterlichen Wunderlichkeiten der Brockenszene ähnliche Monstrositäten der griechischen Zeit
gegenüberzustellen. Es ist ein poetisch ausgeführtes Schema, wie Goethe sie zu machen liebte.«

Läßt sich gegen diesen Ausspruch eines für Goethes Wert und Größe mit Liebe und Ehrfurcht, bis zu einem gewissen
Grade ihm dichterisch ebenbürtigen Geistes, nichts einwenden, so gilt gewiß von diesem zweiten Teile des Faust ein
anderes Wort Grillparzers, das von Goethes allgemeiner poetischer Anlage spricht, um so mehr im besonderen:
2100 »Goethes Talent«, sagt Grillparzer, »ist meiner Meinung nach vorherrschend episch. Daher die wenige drastische
Kraft seiner Dramen. Das Drama überhaupt soll ein Spiegel sein, in dem sich die lebendige Handlung malt; sein
Drama ist ein Gemälde. Goethe ist als *Dichter* in allem unendlich groß, was er macht; als *dramatischer* Dichter
scheint er mir durchaus ohne Belang. Die äußere Form des Dramas erstlich besteht im Dialog; zum dramatischen
Dialog ist aber nicht genug, daß verschiedene Personen abwechselnd sprechen, sondern das, was sie sagen, muß
2105 unmittelbar aus ihrer gegenwärtigen Lage, aus ihrer gegenwärtigen Leidenschaft hervorgehen; jedes Wort muß
überdies eine unverkennbare Richtung nach dem Zwecke des Stückes oder der Szenen haben, und dieses Letztere ist
bei Goethen größtenteils nicht der Fall. Seine Personen sagen gewöhnlich alles, was sich über einen Gegenstand
Großes und Schönes sagen läßt. Das ist recht schön, und ich möchte um alles in der Welt keine der schönen Reden in
Tasso und Iphigenia vermissen, aber dramatisch ist es nicht.«

2110 Was nun aber mein persönliches Verhältnis zur Idee einer Faustvollendungstragödie betrifft, so habe ich nur in ganz
bescheidener Weise, ja in Andacht vor dem Riesenwerk Goethes die Empfindung meiner Individualität zum
Ausdrucke gebracht. Es sei mir gestattet, hier einiges zu wiederholen, was ich vor längerer Zeit brieflich gegen
meinen jungen, treuergebenen Freund, Franz Wastian, ausführlicher geäußert habe.

Der Gedanke zu diesem Drama, Mephistopheles in Rom, reicht in seiner Entstehung in eine ferne Zeit zurück, ist aber
2115 nur allmählich gereift und keineswegs auf kunstphilosophischem oder kritisch ästhetischen Wege entstanden. Etwa
nach Ausbruch des großen deutsch-französischen Krieges 1870/71 erwachte in mir wieder lebhaft die Erinnerung an
Friedrich Theodor Vischers Fauststudien sowie an Schillers Forderung an Goethe, den Helden dieser Tragödie ins
handelnde, großgeschichtliche Leben einzuführen. Greifbare, dramatische Gestalt gewann die Erscheinung Fausts
durch die genußreiche Lektüre des 8. Bandes von Gregorovius genialer »Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter«.
2120 Welche Aehnlichkeit zwischen jener Schlacht von Pavia und diesem Sieg von Sedan! Zwischen dieser Belagerung
von Paris und jener Erstürmung Roms und der Kapitulation der Engelsburg anno 1527! Dort wie hier der Sieg der
deutschen Kraft über die fremde Ueberhebung. Bei dieser Betrachtung dämmerte in mir der Gedanke auf, das
weltpolitische sowie das religiös-geistige Element jener alten Epoche, das sich in meiner Zeit täuschend zu
wiederholen schien, im farbenreichen Bilde jener Renaissancezeit dichterisch zu beleben. Deutsches Kaisertum und
2125 römisches Papsttum, Zwiespalt der Christenheit und Reformation der Geister; auf dieser Grundlage, auf diesem
Hintergrunde erblickte ich Faust als Führer im Lager Frundsbergs unter den evangelischen Landsknechten, als
Erstürmer Roms, als vermittelnden Sieger, über dessen Haupt jedoch Kaiser und Papst sich die Hände reichen. Aber
nicht dieses äußere Gewand war mir die Hauptsache, sondern Fausts Seelentragödie. Ich hatte immer die dunkle
Empfindung, daß Goethes herrlicher Faust 1. Teil zwar eine Gretchentragödie unvergleichlicher Art, aber nur die
2130 Exposition einer Faust-Tragödie sei. Dieser Abschluß im Armensünderthurm endet mit Mephistopheles Ausruf »Her zu
mir!« für Faust so rein äußerlich, daß wir von des Helden innerer Sühne für alles, was er an Gretchen verbrochen,
durch das Fallen des Vorhangs buchstäblich abgeschnitten werden. Wenn ein Mensch von Geist und Gemüt die
Geliebte solchem Jammer preisgegeben hat, erst der heimlichen Gewissensqual, dann der Verzweiflung, der
Verlassenheit und Schande, endlich dem wahnsinnigen Kindesmord und dem Kerker und Hochgericht, dann muß sein
2135 künftiges Leben, wenn er es nicht durch Selbstmord endigt, nicht phantastischem, geistreichem Zauberspiel und
beruhigtem Ausleben, sondern der großartigsten Sühne, freiwilliger Opferung von Leib und Seele gewidmet sein.
Ueber dem Grabe des eignen selbstverwirkten Glückes muß er in den Dienst der Menschheit treten, und für das, was
er als deren Ideal erkannt hat, geistige Freiheit, muß er leben, kämpfen, sterben.

Unsere Zeit, die Zeit der Humanität, der Geistesbefreiung, fordert, wie ich glaube, solch einen Abschluß der
2140 Fausttragödie. Das 18. Jahrhundert erblickte im Gretchen-Liebesmotiv, im Glücke des »Ich« den Himmel. Das 19.,
vollends das 20. Jahrhundert betrachtet das körperliche und geistige Elend unsrer Mitbrüder mit erhöhtem Anteil und
hilfsbereitem Interesse, und unser Ideal ist Arbeit im Dienste des Menschengeschlechtes, nicht geistreiche
Betrachtung und persönliches Glück. Weil aber Faust auf diesem kühn betretenen Wege noch einmal strauchelt,
abgelenkt durch den Zauber weiblich sinnlicher Schönheit, (Helena von Urbino) so büßt er mit doppelter
2145 Berechtigung reuevoll durch den Feuertod. Diese kleine Darlegung glaubte ich mir schuldig zu sein gegenüber jenen,
die eine Berührung des Faustproblems im Sinne unserer Zeit und aus eigenem Herzensbedürfnis blind schon für einen
Frevel halten.

Wenige Jahre später bezeichnete man mich als den Dichter der »Spinnerin am Kreuz«. Gewiß nicht mit Unrecht,
insofern dieses Schauspiel mein populärstes und besonders von Benefizianten gesuchtes Stück auf den Theatern
2150 geworden ist. Wie die meisten meiner Bühnenwerke hatte ich es anno 1891 zum Besten eines jungen Schauspielers,
namens Karl Richter, auf unserem kleinen Stadttheater in St. Pölten unter der Leitung Direktor Viktor Berthals, zur
Probe für mich, sorgfältig inszeniert, und der Erfolg war schon in unserem Städtchen mit Fräulein Balder in der
Titelrolle ein höchst erfreulicher. Wie die Schicksale der Menschen sich wandeln, glücklich und traurig, so möchte ich
hier nicht unerwähnt lassen, daß aus jenem jungen Benefizianten inzwischen der tüchtige Direktor Karl Richter
2155 (gegenwärtig anno 1911 Leiter des Landestheaters in Klagenfurt und der Bühne in Villach) geworden ist, während der
wackere Direktor Berthal, vielleicht aus Ungunst der Verhältnisse, ja aus Not, sich wenige Jahre nachher in Stadt
Steyr erhängte. Die Balder, kurz darauf die Gattin eines Arztes, glückliche Frau und Mutter geworden, wurde einem
frohen Dasein durch frühen Tod entrissen.

Der damalige Leiter des Hofburgtheaters, Dr. Max Burckhard, fand bei der Lektüre meines Stückes, das ich ihm nicht
2160 eingereicht hatte, zu meiner Freude so viel Gefallen an dem Opus, daß er mir brieflich dessen Annahme anzeigte. Ich
fand mich um so beruhigter, als ich ein paar Jahre früher eine wirklich erwähnenswerte Sonderbarkeit mit diesem
Stücke im deutschen Volkstheater erlebt hatte. Ich war noch vor Eröffnung dieser Bühne mit deren künftigen Leiter,
Direktor von Bukowic persönlich bekannt geworden. Er war ein sympathischer Gentleman, der auf mich den besten
Eindruck machte. Ich teilte ihm den Plan des Werkes mit. Er war Feuer und Flammen und trieb mich an, es zu
2165 vollenden, es solle eine der ersten Vorstellungen seines neuen Hauses werden. Als das Stück fertig und von ihm
gelesen war, drückte er mir seine Freude aus und erklärte es mittelst Handschlags als angenommen, führte mich in das
noch halbfertige Theater und beteuerte, daß ich auf dieser Stätte eine dauernde Heimstatt finden werde. Ein mir
bekannter Agent fragte mich, ob ich schon einen Kontrakt in Händen hätte. Als ich mit der Bemerkung verneinte,
Bukovic habe beteuert, zwischen uns zwei befreundeten Männern genüge der Handschlag, sagte er ironisch: »Herr, da
2170 kennen Sie die Grenzen dieser Bühnenleitung zu wenig. Es sitzt jemand im Hause, der die Pachtsumme aufgetrieben
und sich das pro und contra bei Annahme und Ablehnung vorbehalten hat, einer, der überall mitspricht; Bukovic ist
nur ein Schatten.« Es wunderte mich auch später nicht mehr, als das Haus eröffnet war, daß nie mehr der Direktor zu
sprechen, immer nur dieser eine an seiner Stelle gegenwärtig war; anfangs äußerst höflich, dann zerstreut, zuletzt fast
schwerhörig, so daß ich es unter meiner Würde fand, diesen Stellvertreter und das Theater als vorhanden zu betrachten
2175 und jemals wieder an das gebrochene Versprechen zu erinnern.

Die erste Vorstellung fand zum Besten des »Wiener Journalisten- und Schriftstellervereines Concordia« im
Karltheater, die folgenden im Hofburgtheater statt. Besetzung, Spiel und Ausstattung waren vortrefflich. Das Stück
ging von Wien über Berlin auf zahlreiche reichsdeutsche, österreichische und ungarische Bühnen bis zu den kleinsten
Wandertruppen herab. 1896 kam es durch Direktor Adam Müller-Guttenbrunn ins Raimundtheater und hat sich bis
2180 zur Wiederaufnahme ins Burgtheater, 1910, als lebenskräftig erwiesen. In Graz fand es eine ungewöhnlich herzliche
Aufnahme, worüber mir Peter Rosegger schrieb:

»Lieber Freund!

Nachdem meine Frau mir von der Erstaufführung Deines Stückes soviel Hoherfreuliches erzählt hatte, raffte
2185 ich mich von meinem Krankenlager empor, um heute der zweiten Aufführung beizuwohnen. Ich sage Dir,
Freund, das ist ein Drama! Aus der älteren Schule ein Meisterwerk, mit dem Du heute einzig dastehst. Wie
hoch steht dieses Stück über all den Ibsens und Sudermanns und wie sie heißen mögen; wie klar und scharf
ist das Bild, gleich einem alten Meister-Kupferstich, wie erschütternd und reinigend wirkt es! Und dieser
dritte Akt! Die deutsche Bühne wird wenige Szenen haben, die mit diesem hochdramatischen, grausig-
2190 dämonischen dritten Akte vergleichbar sind. Was ließe sich da sagen! Wenn wir nur beisammen wären, daß
wir so recht nach Herzenslust darüber sprechen könnten! Das Schreiben tut's nicht. Es ist jammerschade, daß
Du nicht kommen konntest. Von einem Fieber sprichst Du. Du hast nach Graz zu fahren, wenn hier Dein
herrliches Drama aufgeführt wird, damit Du siehst, wie man Dir dankt. Das Publikum war gefangen von der
Kraft des Dramas und spendete brausenden, ehrlichen (nicht künstlich erzeugten) Beifall. Der einzige Tadel,

2195 den ich irgendwo aussprechen hörte, ist der: Zu ernst, zu düster ist das Stück! Und dies ist kein Tadel, sonst
müßte an diesem Tadel Shakespeare längst zugrunde gegangen sein. Nach meinem Dafürhalten müßte die
Spinnerin am Kreuz nicht bloß im Burgtheater auf dem Repertoire bleiben, wo man von den Neuern nicht
viel Besseres hat, sondern auch auf alle deutschen Bühnen Oesterreichs und die Deutschlands übergehen.
2200 Wenn das nicht auf die Bühne gehört, und wenn das nicht dramatisch ist, dann weiß ich nicht, was man unter
dramatisch versteht. Nun – der Mensch denkt, und der Rezensent lenkt! Unsere Schauspieler haben sich für
Dein Stück begeistert und leisten darin ihr Bestes. Und nun, lieber Freund, laß Dich in Dankbarkeit und
Verehrung küssen von Deinem

P. Rosegger.

Graz, am 9. Dezember 1892.

2205

So erübrigt mir nur noch ein kurzes Wort über mein liebstes Werk zu sprechen, welches unsere ersten und besten
Geister für mein reifstes und glücklichstes erklärt haben; über das deutsche Heldenspiel »Die Amelungen«.

Viele Jahre habe ich es dunkel im Herzen getragen, habe gewissenhaft mit dem Stoffe gerungen. Kein
abgeschlossenes Werk, kein altes Heldengedicht, wie die Nibelungen, lag mir vor. Denn die Bruchstücke des
2210 sogenannten Heldenbuchs von Dietrichs Flucht, der Rabenschlacht, Ecken Ausfahrt, Laurin usw. sind
spätmittelalterliche, derbe Bänkel voll Blut und Drachenkämpfen, die nichts mehr von Charakterzeichnung und
sicherer poetischer Führung, nichts von psychischer Einheit besitzen.

Was konnte mich also reizen, dieser Elemente dichterisch mich zu bemächtigen? Wo war hier die Einheit, der Kern,
das Zentrum, unserer, wie allen künftigen Zeiten verständlich?

2215 Auch hier geschah in meinem Herzen ein gnädiges Wunder. Nicht ich habe den Stoff mit Gewalt ergriffen, er selbst
überwältigte mich.

Als ich nach meiner schweren Todeskrankheit aus unserem kalten, spätherbstlichen Norden mit meiner Frau über
2220 Tirol nach dem milden Süden fuhr, und wir eben aus der letzten Alpenpforte in weitem Bogen hinunter zur
lombardischen Ebene rollten, da sah ich zur Linken am Fuß der Gebirge im brennenden Abendrot Verona liegen und
darüber ein zur Kaserne entweihtes hohes Kastell, die einstige Burg König Dietrichs von Bern. Nicht jene
verstümmelten Gesänge, sondern die wehmütige geschichtliche Wahrheit fiel mir aufs Herz, wie jene gewaltige
germanische Königsmacht so schnell und furchtbar endete, König Dietrichs einzige Tochter, jung verwitwet, nach des
2225 Vaters Tode von der Macht des byzantinischen Nachbarreiches bedroht, von innerem Zwist des eigenen Volkes
beunruhigt, durch den plötzlichen Tod ihres einzigen Söhnleins der Besinnung beraubt, reichte Hand und Krone ihrem
schlimmsten Feinde, ihrem herrschgierigen Vetter, der sie nachher töten ließ. In diesen wenigen Zügen liegt noch
keine Tragödie. Geschichtlich ist der Tod ihres Knaben nur Zufall und Unglück. Aber mit den Augenblicken
poetischer Eingebung ist es ein ewiges Geheimnis. Ganz plötzlich, wie ich dieser schönen Königin Amalsunth
2230 gedachte, wußte ich etwas anderes. Ich sah im Geiste, wie nach ihres Vaters Tode von Worms am Rhein ein zweiter
Knabe als Schutzbefehlener gebracht worden war, der Enkel jener alten, all ihrer Kinder beraubten Königin Ute, das
Söhnlein Kriemhildens und Siegfrieds, den ich Jung-Siegfried nannte. Blutsbrüderschaft verbindet nun die beiden
Knaben. Der alte Hildebrant, des toten Königs Dietrich Waffenmeister, nimmt Amalsunths Söhnlein, das Königskind,
Athalrich, in seinen Schutz.

2235 Da entzündet Jung-Siegfrieds Tüchtigkeit im kindlichen Knabenwettstreit um den Preis den Zorn und Haß des jungen
Athalrich. Er beleidigt, er bedroht Jung-Siegfried tödlich und wird aus Notwehr, nicht aus Absicht von dessen Speer
getötet. Jetzt ruft die Königin Hildebrant zur Rache, zur Tötung des Schutzbefohlenen auf. Aber Hildebrant, über die
Ursache des Unglücks unterrichtet, hat den Knaben unter dem Schütze Ekkewarts entfliehen lassen. Da befiehlt
Amalsunth Hildebrants Enkelknaben Amelolt und Sindolt in den Turm zu werfen. Es geschieht. Der grenzenlose
2240 Jammer der Mutter schreit um Blutrache für ihr totes Kind. Aber keiner der Recken, die ihr bisher mit Leib und Leben
zur Seite standen, will diese Tat, den Knabenmord, vollbringen. Da ruft sie ihren Vetter, ihren Todfeind, der
vergeblich um sie geworben hatte und deshalb zum Hochverräter wurde, da ruft sie Diethart aus dem Kerker und
bietet ihm den Amelungenhort, Reich und Krone an, wenn er die Knaben töte und ihr Rache gewähre. Er besteht auf
dem höchsten Preis, er begehrt sie selbst zum Weibe und Amalsunth, jetzt die Feindin ihres eigenen, einst so geliebten
2245 Gothenvolkes, macht ihn, gegen die Stimme ihres eigenen Herzens, mit Hilfe der Watschen und Wenden zum König.
Dietharts verstoßenes Weib, ihre Nebenbuhlerin, die Wendin Wandala, tötet die Königin durch heimliches Gift.

So hatte ich in einer plötzlich aufflammenden Vision die Tragödie der Mutterliebe empfangen, die ich nun mit
Ausscheidung aller Elemente, die nicht zum psychischen Zentrum gehörten, und mit freudigem Auftrag all der

charakteristischen Farben, die dieses altdeutsche Heldenbild begehrt, in ein bühnengemäß gesteigertes Trauerspiel
2250 einheitlichen Stiles verwandelte.

Ernst von Wildenbruch, unser größter Dichter, dem ich aus alter Bewunderung das Werk zueignete, schrieb mir
darüber: »Daß Sie mich für würdig erachtet haben, mir gerade dieses Werk zu widmen, in dem – das fühle ich aus
jeder Zeile heraus – ihre ganze Seele mit aller Wärme, Treue und Begeisterungskraft niedergelegt ist, macht mir diese
ihre Widmung doppelt wertvoll, macht mich aufrichtig stolz. Ihr Dichter-Name war mir ja natürlich schon seit langem
2255 und in bester Weise bekannt. Ihre »Spinnerin am Kreuz« habe ich seinerzeit hier in Berlin aufführen gesehen und dem
originalen Werke meine tiefste Seelen-Gefolgschaft gewidmet. Daß Sie in erster Reihe derjenigen Dichter
Deutschösterreichs stehen, die den großen Zusammenhang mit den unsterblichen Elementen der deutschen Literatur
aufrecht erhalten, war mir bewußt. Beurteilen Sie darnach selbst, welche Freude es mir bereiten mußte, als ich aus
Ihrem Briefe ersah, daß Sie meiner Persönlichkeit und meinem Schaffen mit so großer Freundschaft zugetan sind. Die
2260 Gesinnung, die aus ihren »Amelungen« quillt, empfinde ich als meine eigene, darum begrüße ich Sie – da ja nun
einmal das Gebiet der Literatur heutzutage zu einem Kampfgefilde geworden ist, als Kampfgenossen und
Verbündeten und schüttle Ihnen in Gedanken treulichst die Hand, die Sie mir so schön dargeboten haben. Leben Sie
wohl, verehrter Herr, und bleiben Sie, der Sie waren, Ihrem herzlichst ergebener *Ernst von Wildenbruch*.«

Heinrich Bulthaupt, der geniale deutsche Dramaturg, der uns leider viel zu früh durch den Tod entrissen wurde,
2265 schrieb mir am 25. Dezember 1903: »Wäre ich nicht krank gewesen, als Sie mir Ihre »Amelungen« sandten (und noch
bin ich nicht völlig genesen), gleich hätte ich Ihnen mit meinem Danke, als dessen Zeichen ich mir gestatte, Ihnen die
neueste Auflage meiner Gedichte zu schicken, ausgesprochen, wie sehr mich das großzügige, dichterisch-reiche und
doch knappe Werk gepackt und festgehalten hat. In welche Niederungen sich das Drama unserer Tage verirrt hat –
Gott sei Dank, daß wir noch Poeten haben, die uns auf solche Höhen führen! Und nun möge Ihnen noch manches
2270 gelingen, gleich groß und schön. Von Herzen Ihr ergebener *Heinrich Bulthaupt*.«

Und damit der Dritte in der Zahl der guten Geister nicht fehle, deren Wort und Zuspruch mir zum Licht und Trost
geworden ist in meinem einsamen Schaffen, so folge hier der Brief des berühmten Sängers von der Festenburg, dessen
Name ein klingendes Banner geworden ist in allen deutschen Gauen. Ich weiß, daß er mich allzuhoch ehrt: »Das
Drama gehört zu dem Besten, was ich von Ihnen kenne, und bekräftigt meine Ueberzeugung, daß Sie der einzige
2275 österreichische Dichter sind, der nach dem Hinscheiden Grillparzers würdig war, das Szepter aufzunehmen, das dem
toten Dichterkönig entsunken ist. Sie sind sein dramatischer Universalerbe, auf den der Reichtum des Erblässers: Die
Melodie der Sprache, die klassische Formenreinheit, die meisterhafte Kunst der Individualisierung, übergegangen ist.

Ihre Muse hat die Schnürbrust des österreichischen Lokalpatriotismus gesprengt und atmet in vollen Zügen freie
Germanenluft. Wir Deutsche sind wie knorriges Buchenholz: Lang braucht's, bis das zum Brennen kommt. Wenn's
2280 aber einmal in Flammen steht, dann gibt's ein braves Feuer und eine dauerhafte Glut. Warten Sie nur, bis wir
lichterloh brennen – die Besten, die Gipfel ihres Volkes glühen schon – dann sollen Sie sehen, welche Brände der
Begeisterung über Sie und Ihre Werke zusammenschlagen. Ich danke Ihnen, lieber hochverehrter Meister, für Ihre
freundschaftliche Gesinnung recht vielmals und rufe dem herrlichen Amelungendichter ein treudeutsches, herzliches
Heil! zu. In aufrichtiger Verehrung *O. Kernstock*.«

2285 Im Jahre 1905 veranstalteten die deutschen Hochschüler Wiens im Kaiser-Jubiläumstheater (jetzt Volksoper) zu Ehren
des gefeierten Nationaldichters Ernst von Wildenbruch, eine festliche und vom schönsten Erfolg gekrönte Aufführung
meiner Amelungentragödie. Frau Elli Stärk spielte mit edler Kraft die Königin, ihr Töchterlein ganz meisterhaft den
Jung-Siegfried. Als Prolog sprach Frau Stärk im Kleide der Germania ein feuriges Gedicht, das uns Wildenbruch zu
dieser Gelegenheit gespendet hatte.

2290

Bleibt aufrecht, deutsche Brüder!

Eine Stimme ist zu mir gekommen
Von den Brüdern im deutschen Ost,
2295 Meine Stimme soll euch Antwort geben –
Bleibt aufrecht und seid getrost!

Wohl weiß ich von Wind und Wellen,
Daß sie stürmend um euch geh'n,
2300 Wohl weiß ich von euren Herzen,
Daß sie blutend in Tränen steh'«.

Ich weiß noch von einem Dritten,
Von einem Sterne des Lichts,
2305 Von dem seid ihr hergekommen,
Und dem entreißt euch nichts.

So lang noch das Licht der Sonne
In der Erde das Leben entfacht,
2310 So lange das Sehnen nach Wahrheit
Uns zu Kindern des Lichtes macht;

So lange der Mensch noch düstet
Nach dem stählernen Trunke des Rechts,
2315 Wirst du, Deutschland, nimmer erlöschen.
Du Seele des Menschengeschlechts!

Und wen du im Schoße getragen,
Geist bleibt er von deinem Geist,
2320 So lang er das Herz nicht treulos
Vom Herzen der Mutter reißt.

Ein Seufzer ist zu mir gekommen
Von den Brüdern, die Haß umloht,
2325 Meine Stimme soll ihnen sagen:
»Eure Not ist heilige Not!«

Wenn den Deutschen das Glück umschmeichelt,
Wird das Herz ihm im Leibe dumpf,
2330 Wenn den Deutschen der Friede streichelt.
Wird das Schwert in der Scheide ihm stumpf.

Du, ringend in Sorgen und Sehnen,
Jugend, umlockte Schar,
2335 In dir ist das Hungern und Dürsten,
Das einst in uns allen war.

Du wurdest zum Opfersteine,
Der das heilige Feuer trägt;
2340 Bleibe aufrecht, deutsche Jugend,
Wenn das Feuer auch Wunden schlägt!

Eine Zeit ist einmal gewesen,
Wo die Menschheit in Trümmer brach.
2345 Wo aus den Seelen der Menschen
Deine Stimme zum Himmel sprach.

Da, über den Wassern der Tiefe
Ging auf ein einziger Stern,
2350 Es stieg aus der Nacht der Zeiten
Dietrich, der Held von Bern.

Sie sagen, er sei gestorben –
Er lebt noch immerdar.

2355 Immer von neuem gebiert ihn
Das Land, das ihn einmal gear.

Wenn immer die Menschheit sich streckte
Aufs Siechenbett kreisender Not,

2360 Wenn immer das wankende Herz ihr
Umstrickte der würgende Tod:

Dann wieder und immer wieder
Steigt auf ein blondlockiger Held,

2365 Dann baut aus germanischem Blute
Sich jung und lebendig die Welt.

Wohlauf! Und ruft nun den Dichter,
Er komme, es hebe sein Wort

2370 Von der Seele uns Schranken und Fesseln,
Von den Augen die Zeit uns fort!

Denn Zeit ist nur trügendes Sinnbild
Staubiger Vergänglichkeit,

2375 Alles Große, unsterblich,
Steht zeitlos, über der Zeit.

Es komme und leuchte ins Herz uns
Der nimmer erloschene Stern,

2380 Es komme der Amelunge,
Der unsterbliche Dietrich von Bern!

Es ist hier wohl der richtige Ort, mich über die Art der Entstehung dieser Amelungstragödie auszusprechen. Die spärlichen und zerstückelnden epischen Quellen dieser Sage besitzen keine Spur der Einheit und Geschlossenheit, ja
2385 auch nur der psychologischen Notwendigkeit des Nibelungenliedes, das uns in 29 Handschriften erhalten, dem Dramatiker eine fertige strenggefügte Handlung entgegenbringt. Einst vielleicht noch größer und gewaltiger in seiner für immer verlorenen Urgestalt als die Siegfriedssage, vermischte sie teils Mythisches, teils Geschichtliches in immer dunkler verstandener, immer willkürlicher veränderter Form, deren Kern die Verherrlichung der Taten Dietrichs von Bern, des Gotenkönigs Theodorich des Großen, des Stifters des Amalerthrones in Ravenna und Verona bildete. Was
2390 uns an Liederresten erhalten ist, trägt die Spuren des Verfalles der Heldendichtung, ja fast des ritterlichen Bänkels an sich.

Voll Sehnsucht, diesen poetischen Kern wiederzufinden und bühnenwirksam und allverständlich nach den ewigen Gesetzen von Leidenschaft, Schuld und Sühne zu gestalten, versenkte ich mich in die geschichtlichen Quellen, welche uns durch den gotischen Geschichtsschreiber Journandes über das Schicksal Theodorichs und seiner Familie
2395 überliefert sind. Diese wahrhafte Geschichte des Gotenreiches und seiner Herrscher ist unstreitig großartig, handlungsreich und blutig, aber für den dramatischen Dichter, der ein in sich selbst konsequent abgeschlossenes, alles Zufällige ausschließendes Gebilde erschaffen muß, entbehrte sie der Einheit und tragischen Notwendigkeit. Dieser tiefpsychologische Prozeß, der erst vom Grunde heraus erschaffen werden mußte, beschäftigte mich, während andre Probleme leicht und rasch Gestalt empfangen durch Jahre und Jahre.

2400 Königs Dietrichs plötzlicher Tod, geschichtlich infolge fieberhafter Erkrankung, mußte aus dem Charakter, dem Temperament, den Ereignissen motiviert werden. Das Ende seiner nachgelassenen, verwitweten Tochter, noch mehr ihr Ehebund mit ihrem verhaßten Vetter, vor allem aber der Tod ihres Knaben Athalrich, mußten in strengen tragischen Nexus gebracht, der Untergang des Königshauses dem Zuschauer von Anbeginn als drohend und aus der Konsequenz der Charaktere als unabwendbar durchgebildet werden.

2405 In diesem Sinne rang ich mit dem Stoffe und ging an die Umgestaltung. Ebenso wenig wollte ich ein sogenanntes
historisches, buntgefärbtes Drama schaffen, wo Römer, Griechen und Goten nach altem Rezept einen lärmenden
Theatertanz aufführen. Lebensanschauung, Sprache, Kostüm, Menschen und Schauplatz sollten der Größe und
Einfachheit, der Schlichtheit und Kraft der deutschen Heldendichtung lebendig entsprechen. Ich schied daher alles
2410 aus, was am Stoffe rein byzantinisch, römisch, undeutsch war. Dietrich stirbt aus Uebermaß des Zorns wider seinen
verräterischen Neffen Diethart. Seine Tochter, die Witwe, die Königin des väterlichen Reiches, gestachelt durch den
Mutterschmerz über die Tötung ihres Lieblingen, ihres einzigen Kindes, gereizt durch die verweigerte Blutrache an den
schuldlosen Genossen des Toten, den jungen Enkeln Hildebrands, wirft ihren Haß auf das eigene Volk und bestellt
zum Richter und Henker ihren Vetter Diethart, ihren vormaligen Gegner, um den Preis der Krone und ihrer Hand. Wie
2415 starb nun ihr Knabe? Zufällig, wie in der Geschichte, aus Entkräftung, wäre nicht tragisch. Hier liegt der Herzpunkt
des ganzen Dramas. Des Knaben Tod muß im Streite, muß durch eines anderen Knaben Schuld (wenn auch nicht aus
Mordabsicht) herbeigeführt werden. Hier setzte meine Erfindung ein. Kein Heldenlied meldet, was wohl das Schicksal
jenes einzigen Söhnleins Siegfrieds, der im Odenwald erschlagen wurde, und Kriemhilds geworden. Das Lied wie
seine Mutter schweigen von ihm. Diesen Knaben also, den ich Jung-Siegfried nenne, lasse ich auf das Gebot seiner
2420 Großmutter, Königin Ute von Burgund, als schutzbefohlene Königswaise durch Markgraf Ekkewart zu dem
Gotenkönig bringen, damit er nach altgermanischer Sitte eidlich und unverletzlich zum Blutsbruder des Knaben
Athalrich erklärt und der Hut des alten Hildebrand übergeben werde. Athalrich ist kein wahres Heldenkind wie Jung-
Siegfried. Er ist reizbar, eitel, schwächlich. Als Sieger im Knabenspiele mit Kranz und goldenem Speer bedacht,
erregt Jung-Siegfried den Neid und Haß seines Freundes. Von Athalrich beschimpft, herausgefordert, ja sogar
verwundet, ersticht er in der Notwehr und Uebereilung den Königsknaben. Amalsunth, erst des Gatten, dann des
2425 Vaters, jetzt auch des einzigen Kindes beraubt, fordert vom alten Hildebrand Blutrache am Täter, der von Ekkewart
mit Hildebrands Billigung hinweggeflüchtet worden ist. Hildebrand verweigert ihr den Gehorsam zu solcher Tat. Nun
fordert die Königin von ihren treuesten Recken, die hundertmal für ihren und ihres Vaters Thron geblutet haben, die
Blutrache an den beiden Enkelknaben Hildebrands, den Spielgenossen ihres Athalrich, zu vollziehen. Alle weigern
sich, dem Befehle des rasenden Weibes zu gehorchen. Da ruft sie Diethart, den Verräter, aus dem Kerker und
2430 verspricht ihm das Leben und die Freiheit, dann den Amelungenhort, zuletzt die Krone und ihre Hand. Dieser höchste
Preis allein genügt ihm, er ist bereit und wird unter dem Jubel der Gotenfeinde, der Watschen und Wenden König und
ihr Gemahl.

Diethart hat, um Amalsunths Gatte zu werden, sein Weib Wandala, die Wendin, verstoßen. Amalsunth graut vor dem
ungeliebten Gatten. Rasch reift die Empörung unter den ergrimmteten Gotenrecken. Im Bunde mit Diethart naht die
2435 Flotte von Byzanz. Wittich, den das Gotenheer zum König erwählt hat, und der seit jungen Tagen die Königin liebt
ohne Hoffnung, dringt zu ihr, um sie zu verständigen und zu gewinnen. Diethart und die Königin setzen sich zur Tafel
beim Abendwein. Hildebrands Fall durch Dietharts Schwert läßt die Empörung losbrechen. Wittichs Schwert tötet den
Gewaltherrscher, aber auch die Königin, die vom Wein genossen hat, den ihre Nebenbuhlerin Wandala vergiftete,
stirbt als letzte ihres hohen Hauses. Von der Geliebten Leiche hinweg stürzt Wittich der Heerkönig in den Kampf
2440 gegen die nahenden Feinde, mit den Worten:

»Vor uns der Feind und hinter uns die Algen,
Wir kämpfen, bis der letzte Gote stirbt!« –

2445 Ich habe schon zu Anfang dieser Blätter meiner Anschauung über den Wert und die Bedeutung der Anerkennung, die
der Künstler seitens seiner Zeitgenossen findet, Ausdruck verliehen – der Erfolg meines Lebens hat mir recht gegeben.
Dem Nervösen, dem Krankhafteitlen, wird der Anerkennung niemals genug. Der Ruhige und Tiefblickende wird das
Maß seiner öffentlichen Wertschätzung nicht abhängig machen von dem Wohlwollen der Theaterunternehmer, der
Literaturparteien, der Ruhmesauguren, sondern von der warmherzigen Zustimmung aller Schichten und Kreise der
2450 Mitlebenden, vom Höchstgebildeten und Selbstkünsttätigen bis zum einfachsten Naturkinde.

Daher irrten manche meiner heißblütigen Freunde, wenn sie im Feuer edler Gesinnung und rüstigen Unmutes über
Taktlosigkeiten oder Torheiten, die sich jedem öffentlichen Wirken in den Weg stellen, mehr Aufhebens machten, als
2455 solche unschöne Spezialitäten verdienen. Im Gegenteile! Die Welt ist nicht blind, ist nicht taub, ist nicht ohne
Gedächtnis. »Lügen haben kurze Beine« sagt ein Sprichwort. Und Goethes herrlicher Erfahrungssatz, der da lautet:
»Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle«, hat sich, wenn ich gerecht bin, an mir schon vor
Eintritt des individuellen Alters erwiesen. Haben doch nicht bloß meine engeren Landsleute meines 50. Geburtstages
gedacht durch Veranstaltung einer festlichen Feier, an der alle Kreise der Gesellschaft aus Nah und Fern sich

2460 beteiligten, des Grußes aus dem Sachsenboden Siebenbürgens nicht zu vergessen. Meine lieben Landsleute in Oberösterreich aber ehrten mich am herzlichsten am Ostermontag des Jahres 1897 durch Enthüllung einer Gedenktafel an meinem Geburtshause in Altlambach (heute Erholungsheim für Bahnbedienstete, nahe der Westbahnhaltestelle Stadel Baura). Die Tafel aus schwedischem Syenit enthält nur die Worte »Franz Keims Geburtshaus«.

Ganz im Geheimen war die schöne Feier zu meiner Ueberraschung vorbereitet worden. Ich sollte sie erst sozusagen in
2465 letzter Stunde erfahren. Ein Kollegium von sechs kunstfreundlichen Männern bildete den Festausschuß. Keiner der Herren war mit mir in persönliche Berührung bis zu diesem Tage gekommen. Seit meinem dreizehnten Lebensjahre hatte ich nicht mehr in der alten Heimat Lambach verweilt. Kein einziger meiner Jugendgenossen war mehr am Leben. Es war die neue Generation, die mir diese Liebe und Ehre erwies. Ganz besonders, wie ich erfuhr, hatte sich für die Verwirklichung dieser Huldigung der edle und verdienstvolle Herr Oberlehrer *Karl Parys* eingesetzt. Mit
2470 rührendem Eifer beteiligten sich die Herren: Hochwürden *Dr. theol. Pius Schmieder*, *Senior des Stiftes Lambach*, *Hermann Deppermann*, *Fabrikdirektor*, *Hermann Neubacher*, *Oberlehrer*, *Friedrich Schlechter*, *Oberingenieur* und *Streckenchef*, *Josef Schilcher*, *Bürgermeister* und *Realitätenbesitzer*, *Johann Pharl jun.*, *Bräuhaus- und Realitätenbesitzer*. Als ich aus Gmunden vom Krankenlager meines Bruders mit meiner Frau und *Dr. Ferdinand Krackowizer* am Festplatze eintraf und den Bahnzug verließ, sah ich eine wimmelnde Volksmenge, wurde von
2475 festlicher Musik, dem Ausschusse, Deputationen, dem Gesangverein, dem Banner, einem Ehrentrunk, Blumen für meine Frau von einem allerliebsten Fräulein, endlich dem Festordner *Oberingenieur Schlechter* weihvoll begrüßt. Ueberwältigt durch die Macht dieser Stunde, umgeben von den alten Fichten meines heimatlichen Waldes, mußte ich, wie betäubt meiner toten Eltern und Schwestern gedenken und konnte – in plötzlicher Ergriffenheit nur beteuern, daß ich mir keines Verdienstes, nur einer Gnade Gottes bewußt sei. Ich schloß mit den Worten: Eines aber war ich und bin
2480 ich bis heute geblieben: ein »alter Stadlingerbua!«

Da ging ein Brausen und Juchzen durch die Menge der wetterfesten Gestalten, der einstigen Flözer und Traunfahrer und mit dem Juchzen flogen die grünen Filzhüte in die Luft. Ein ergreifendes Schauspiel.

Nun marschierten wir in fröhlichem Zuge ins Wirtshaus nach Stadel Baura, während aus den ärmsten Hütten kleine Sträußchen als Blumengrüße mir entgegen flogen. Fröhlich begann der Kommers. Städte und Märkte hatten ihre
2485 besten Vertreter gesandt. Auch Wien war vertreten, Klosterneuburg, Krems, Steyr und Graz. Ueber hundert Grüße aus nah und ferne, einer aus München, flogen herbei. Das Linzer Meisterquartett im Anschluß an die herzhaften Tischreden hob uns in die Regionen des Wohlklangs edler Musik. Und nun erlebte ich eine unvergeßliche, freudige, musikalische Ueberraschung. In genialer Vertonung wurden am Flügel einige meiner Lieder vorgetragen, die ich einst meiner Braut *Hermine* gewidmet hatte. Der mit Jubel begrüßte Komponist war mein junger flotter Landsmann, der
2490 Jurist *Dr. Julius Berger*, seit jener Stunde längst ein schneidiger, gesuchter Rechtsanwalt, allzeit mein rastlos werktätiger Freund, den das Schicksal offenbar um seiner Schneidigkeit und seiner sonstigen Tugenden willen zum glücklichen Gemahl einer der edelsten und schönsten Frauen Europas gemacht hat. Zu seinen Passionen gehört eine treusinnige Verehrung der salzburgisch-bayerischen Gebirgswelt, die nach Versicherung sachverständiger Kenner am schönsten im stimmungsvollen königlichen Bräustübel zu *Berchtesgaden* in edler Gesellschaft genossen wird. Daher
2495 nenne ich meinen lieben Freund *Julius* den »*Erzengel von Berchtesgaden*«. –

Einen düsteren Gegensatz zu dieser Lichtgestalt bildete der unlängst und plötzlich verstorbene Komponist *Franz Josef Beer*. Ich lernte ihn gelegentlich einer Sommerkur kennen und bald sehr lieb gewinnen. An einem Herzleiden kränkelnd, hatte er sich in bescheidener Beamtenlaufbahn bis zum *Oberrechnungsrat* emporgearbeitet, während er die spärliche Zeit freier Muße der Tonkunst widmete. Zahlreiche Lieder, Chöre und einige Operetten hatten ihm einen
2500 ehrenvollen Namen erworben. Ganz besonders entsinne ich mich eines ergreifenden Tonwerks »*Walther von der Vogelweide*«, das im großen Musikvereinssaale lebhaften Beifall fand. *Beer* war ein von seltener persönlicher Herzensgüte ausgezeichneter Mensch. Er klagte viel über künstlerische Zurücksetzung, über traurige Kunstzustände. Ich bemühte mich redlich, den Armen aufzurichten. Für die Ursachen seiner Klagen durchaus nicht blind, ja selbst vielfach schwer geschädigt, vermochte ich doch immer wieder durch mein sanguinisches Temperament und meine
2505 lustige Verachtung alles Unschönen unserer Zeit, ihn für Stunden wieder aufzuheitern, ja mit meinen Tollheiten zu einem herzlichen Lachen zu bringen. Wir hatten sogar kleine Zukunftspläne flüchtig entworfen. Er ging nach *Wiesbaden*, wurde kränker und kränker und starb allzufrüh – an gebrochenem Herzen. Unsere musikalischen Kreise dürfen nicht vergessen, daß sie dem Toten eine schwere Ehrenschild abzutragen haben.

Zu den unvergeßlichen Erinnerungen zähle ich die gastlichen Stunden, welche ich auf Einladung des Herzogs *Elimar*
2510 von *Oldenburg* im Schloß *Erla* an der Südbahn verbrachte. Die Herzogin, eine hohe, schöne Frau, gewährte mir Einblick in ihr Maleratelier, das ein Oelbild Bauernfelds von ihrer Hand enthielt. *Pfarrer Formey* und Frau, die mich dahin geleitet hatten, vereinigten sich nach der Tafel zu einer hübschen Hausmusik mit dem Schloßherrn. »Haben Sie schon einmal meinen Hund singen gehört?« fragte mich der Herzog. Als ich das verneinte, wies er auf seinen am Boden hingestreckten *Bernhardiner*, der zu schlafen schien, setzte sich ans *Pianino* und griff zwei Töne einer Oktave
2515 abwechselnd. Der Hund, halbträumend und gleichsam wehleidig, winselte sofort kräftig genau in derselben Tonart nach. Das Experiment wurde nach der chromatischen Skala fortgesetzt und vom Hunde, wie von einem Echo,

winselnd beantwortet. In keinem Bürgerhause habe ich jemals so schlichte Vornehmheit, so herzwinnende Einfachheit, so viel Güte bei soviel Geist gefunden. Wie gerne hätte ich der herzoglichen Aufforderung beim Abschiede, bald wieder zu kommen, Folge geleistet – es blieb ein Traum, denn der edle Schloßherr, der Künstler und Kunstfreund, der tapfere Mitkämpfer im großen deutschen Kriege wurde kurz nachher vom allerhöchsten Kriegsherrn in das ewige Wallhall abberufen. –

Indem ich jetzt auf die schlimmste Leidensperiode meines körperlichen Daseins zu sprechen komme, auf die Zeit, wo mich zum dritten Mal der Engel des Todes mit seinen schwarzen Flügeln überschattete, muß ich eines andern Schlosses und seiner gastlichen Insassen gedenken. Ich hatte gelegentlich eines improvisierten Wohltätigkeitskonzertes im Marktflecken Haag in Niederösterreich im Kreise der Mitwirkenden den Sohn des Kommerzienrates Hauschka, Herrn Hugo Hauschka kennen gelernt, der mit seinem Musiklehrer, Professor Kirschbaum am Flügel uns alle entzückte. Der sehr ernste junge Mann fühlte sich von meiner damaligen Ulkigkeit offenbar so erheitert, daß ich kurz nachher von seinem Vater, einem kunstliebenden Originalen, energisch in seine Wiener Villa geladen, ebenfalls als Original behandelt und – ohne mein Verdienst – wie ein alter Hausfreund gehätschelt wurde.

In den Sommerferien, so wollte es der alte Herr, mußte ich auf mindestens eine Woche samt meiner Frau auf die Familienbesitzung Schloß Trautenburg in Steiermark kommen. Und wir kamen über Graz und Ehrenhausen dahin. Der Sohn des Hauses, eine mehr in sich verschlossene Philosophennatur, und dessen stille, sanfte, bejahrte Mutter bildeten einen interessanten Gegensatz zum alten Schloßherrn, einem impulsiven, heftigen Manne, der bei feinsten äußerlicher Beherrschung sein vulkanisches Inneres verschloß. Der Sohn, der seinen Vater als unberechenbar kannte und schon mehrmals Zeuge gewesen war, daß der alte Titan so rapid mit seiner Gunst und Ungunst wechselte, daß mancher heute als sein Begnadeter zu Bette ging und morgen wegen eines Nichts als Gnadenloser über die Schwelle flog, zitterte unwillkürlich für mein Schicksal in des Alten Gunst.

Aber ich hatte das Glück, daß hier gewissermaßen zwei närrische Ströme ineinanderflossen. War schon unser Empfang im Schlosse Trautenburg ein ungewöhnlicher, so wurde unser Verkehr ein durchaus herzlicher und mein späteres Unglück entflamte sein Mitgefühl zu leidenschaftlicher Freundschaft. Unser Empfang offenbarte so recht seine Originalität.

Als wir die Schloßtreppe erstiegen hatten und den Flur des ersten Stockwerkes, den sogenannten Waffengang, betraten, sahen wir vor uns einen weißen Elefanten, auf dem ein graubärtiger Turbanträger saß, der einen blanken Hantschar in der Rechten schwang. Der Halbmond über dem Turban war allerdings bei näherer Betrachtung ein großes Kipfel vom Bäcker; der prachtvoll gekleidete Moslim war der Schloßherr selbst, der uns mit improvisierten Versen begrüßte und mit den Worten vom Elefanten sprang:

»Willkommen hier! laßt euch vor mir nicht grausen,
Und tretet ein und setzt euch zu der Jausen!«

Und nun geschah etwas Außerordentliches. Der Elefant löste sich in seine Bestandteile auf. Seine Haut, ein weißes Linnen, fiel zu Boden und enthüllte den Professor Kirschbaum, der mit gebeugtem Rücken stehend, Sitz und Hinterbeine des Tieres vorgestellt hatte, während seine vorgestreckten Arme auf den Schultern seines Sohnes ruhten, der den Kopf und die Vorderbeine des Tieres fingierte und den langen Rüssel als gewickeltes Linnen vor sich schwenkte. Vom Boden aber erhob sich eine prachtvoll geschmückte Odaliske, die sich unter herzlicher Begrüßung als die sechzigjährige Tante des Hauses zu erkennen gab. –

Hugo, der Sohn und künftige Schloßherr, den ich später Ugolino getauft habe, war in jener Zeit ein ganz unbarmherziger Weiberfeind. Wollte man ihn vertreiben und in sein Jungesellenzimmer zurückscheuchen, so durfte man nur den Besuch einer jungen Dame aufs Programm setzen. Wenn er heiratsfähige Mädchen witterte, zog er sich sogleich in seine Klausur zurück.

Um so unvergeßlicher blieb mir folgendes Ereignis. In der Küche des Schlosses waltete eine gefühlvolle windische Köchin. Nahe schon dem sogenannten gefährlichen Alter, das von der Liebe nicht Abschied nehmen will, hatte sie die Wohlgestalt und männliche Erscheinung des jungen Herrn so heftig in ihr Herz geschlossen, daß sie auf alle weiblichen Wesen des Schlosses in Eifersucht entbrannte, vom hübschen Stubenmädchen angefangen bis zur sechzigjährigen Tante. Ugolino pflegte jeden Samstag mit der Tante, welche die Hausverweserin war, abzurechnen. Da dies bei geschlossener Türe geschah, entstand im Busen der Köchin Verdacht und Aufruhr. Ein Gewitter gefährlicher Natur lag in der Luft, das folgender Art zum Ausbruche kam. Die ahnungslose Tante trat plötzlich in die Küche und erlaubte sich, irgend eine Rüge auszusprechen. Die liebeskranke Köchin, durch diese Sprache gereizt und schwer beladen mit einer Säule aufeinandergeschichteter Teller, warf mit erhobenen Armen den ganzen babylonischen

Porzellanbau der entsetzten Dame vor die Füße. Noch war man im Hause über die Ursache und die Richtung ihrer Tollheit nicht im Klaren. Die Aufklärung trat plötzlich und drastisch ein. Als nämlich die würdige, sanfte Schloßfrau selbst eines Morgens die Küche betrat, fiel ihr die arme Hysterische schluchzend um den Hals und rief: »Gnädige Frau, ich kann nicht anders, ich muß den jungen Herrn heiraten. Ich liebe ihn!«

2575 Ugolino, der die Bedenklichkeit der Situation am schnellsten begriff und verhindern mußte, daß uns die Rasende in ihrem Unglückswahn nicht alle mit Rattengift vertilgte, griff in seinen Beutel als nobler Junker, kündigte ihr den Dienst auf der Stelle und bestand auf ihrer sofortigen Abreise. Sie schied gerührt, sandte ihm aber andern Tages einen zarten Liebesbrief mit dem Angebot eines Stelldicheins in Graz. –

Es waren wunderschöne Tage im Schloß zu Trautenburg gewesen! Der alte Herr lud an Kaisers Geburtstag die ganze
2580 Gemeinde des Marktes Leutschach ins Wirtshaus zu Tanz und Schmaus; die Feuerwehr mußte uns mit Fackellicht zurück ins Schloß begleiten, worauf ich um Mitternacht auf des Festgebers Wunsch noch unter der alten Gerichtslinde eine unsinnige Galgenrede hielt, wobei ich mehr die tollgewordenen Hunde des Ortes als die beduselten Menschenkinder in Rührung versetzte. Es gab noch einen entzückenden Ausflug nach der Trümmerburg
2585 Schmierenberg hinter ihren vielhundertjährigen Edelkastanienriesen und sogar einen Bergstieg zum Wallfahrtswirtshause »Zum heiligen Geist«, wo wir kein Wort windisch verstanden, kein deutsches Wort verständlich aufgenommen sahen und des nachts beinahe von den zahllosen Bettflöhen gefressen wurden. Wer hätte damals geahnt, daß dieses freundlich-stille Schloß Trautenburg mir noch verhängnisvoll werden sollte. Am Morgen des 5. September 1893 nahmen wir Abschied von unsern so liebevollen Gastfreunden, bestiegen den Landauer und überließen unser Schicksal dem prachtvollen Sonnenschein, dem steifen Kutscher und den jungen, allzufeurigen
2590 Grauschimmeln, die uns in raschem Trabe durch den Markt Leutschach die ansteigende Bergstraße hinan entführten. Dreiviertel Stunden erstreckt die Windung dieser Straße sich aufwärts aus dem tiefgelegenen Trautenburger Tale. Oben angekommen, stutzten und scheuten plötzlich die Pferde. Baustämme, die ein umgeworfener Wagen neben der Straße verloren hatte, mochten die jungen Tiere erschreckt haben. Sie bäumten sich. Wäre ich ein ängstlicher, ja nur ein vorsichtiger Mensch gewesen, ich hätte den Angstruf meiner Frau befolgt, mit einem einzigen Schritte wären wir
2595 beide auf sicheren Boden aus dem Wagen getreten. Aber ich beruhigte meine Frau. Meine Gedanken waren weit von der gefährlichen Stelle, waren in der Stadt Graz, wo meine lieben Freunde zu meiner Begrüßung eine Vorstellung meiner »Spinnerin am Kreuz« im Stadttheater veranstaltet hatten für diesen Abend.

Der Kutscher stieg vom Bock. Anstatt aber die Pferde vorn beim Gebiß zu fassen, trat er mit langen Zügeln nach rückwärts und konnte so nicht hindern, daß sie plötzlich, wie toll nach rechts zur Seite sprangen. Wir fühlten einen
2600 Stoß, mit dem sie den Graben übersetzten, der Kutscher ließ die Zügel seinen Händen entgleiten und blieb zurück, während die tollen Tiere in weitem Bogen über ein zu Tal abfallendes Brachfeld immer tiefer und tiefer, immer wilder und wilder mit uns in den Abgrund hinunterrasten. Meine arme Frau warf sich an meine Brust, während ich, starr vor Schrecken, noch so viel Besinnung hatte, zu rufen: »Halte dich ruhig, Hermine!« Es waren nur Minuten, daß ich so die Pferde mit fliegenden Mähnen sah, daß ich die Räder zerkrachen hörte unter uns, bis eine letzte, plötzliche
2605 Wendung die Nabe eines Rades so heftig in den Ackerboden bohrte, daß wir beide plötzlich hoch in die Höhe geschnellert und samt dem vor uns im Wagen aufgebundenen Reisekoffer mit Gewalt aus dem zertrümmerten Gefährt hinunter auf die Erde gehauen wurden. Ich sage gehauen, weil wir platt und so schmerzhaft hart nach vorne hin aufschlugen, daß wir eine Weile ohne Besinnung und ohne Fähigkeit uns zu erheben, zwischen Glasscherben, Splittern und Trümmern neben dem Koffer in dem Stoppelfelde lagen.

2610 Als ich endlich versuchte, mich aufzuraffen, war mein rechtes Bein so schmerzhaft, daß es zusammenknickend, mich wieder zu Boden warf. Meine Frau schien noch viel gefährlicher verletzt und klagte, ob nicht ihre Füße gebrochen seien. Das eine Pferd hing in den Aesten eines niederen Obstbaumes, das andere lag auf dem Rücken im nächsten Kleefeld. Die Deichsel war gebrochen, der Wagen zertrümmert. Als wir uns endlich aufrichten wollten, kam über das weite Brachfeld von der hochgelegenen Straße der Kutscher herab und rief: »Jesus Maria und Josef! Meine – Rösser!«
2615 »Ja,« sagte ich, »und wir sind auch noch da!«

Windische Bauern auf der Höhe, die ich anrief, uns ein Ochsen gespann zu beschaffen, lachten und gingen des Weges weiter.

Endlich erbarmte sich ein altes Weiblein, lief zum nächsten Hof und verschaffte uns einen mit Ochsen bespannten Leiterwagen, auf den ich meine Frau hob und mich selber streckte. Ein zweites Paar Ochsen schleppte den kranken
2620 Landauer hinweg; der Kutscher lenkte die unverletzten Pferde hinter uns die Höhenstraße zurück ins Schloß.

Anfangs befürchtete ich am meisten für meine Frau. Herz und Nerven waren bei ihr so furchtbar erschüttert, daß sie die Angst eines neuen Sturzes gar nicht los werden konnte. Vierzehn Tage verbrachten wir teils im Bette, teils im Zimmer. Der alte Schloßherr war wie rasend über den Knecht, den ich zu entschuldigen Mühe hatte. Ugolino und seine Mutter ließen es an keiner Sorge fehlen. So erholten wir uns und konnten, mit etwas Schmerz und allen Farben
2625 einer Palette auf den betroffenen Körperstellen die Reise nach Hause antreten.

In Krieglach, wo sich Rosegger leidend befand, begrüßte uns in seinem Namen der Dichter Hans Fraungruber am Bahnhofs, während der Zug anhielt. In dem hochbegabten Poeten, der schon populär in seinem Steirerland wurde, fand ich meinen einstmaligen ausgezeichneten Schüler vom Gymnasium wieder.

Wir hatten gehofft, das Schlimmste überstanden zu haben. Ugolino nahm mir förmlich einen Eid ab, Trautenburg nicht zu verschwören und nächstes Jahr gewiß im September wiederzukommen. Aus Dankbarkeit für die liebe Gastfreundschaft und weil ich nicht abergläubisch bin, versprach ich es und hielt auch mein Wort.

Scheinbar waren wir nicht innerlich verletzt. Ein volles Jahr ging herum, ohne daß ich in meinem Berufe wesentlich behindert war; nur eines war auffallend und machte sich immer lästiger bemerkbar: eine Schwäche des Herzens mit Atemnot, die mir das Aufwärtsgehen ansteigender Wege fast unmöglich machte. So kam der Herbst und wir fuhren wieder auf acht Tage nach Schloß Trautenburg. Und wieder kurz vor dem Tage des Abschiedes, geschah etwas Unerwartetes. Wir hatten alle zusammen im Walde kampiert. Beim Rückwege zum Schlosse wollten Ugolino und ich auf einem kürzeren Pfade voraus eilen. Der Gartenweg war mit dichtem, weichem Sand belegt und gewölbt nach beiden Seiten stark abfallend. Ich wollte hinanspringen, um der erste zu sein, glitt mit dem rechten Fuße aber so heftig mit der Ferse aus, daß ich in der Wade einen schmerzlichen Schlag wie von einem Beilhieb zu empfinden glaubte, einen Schlag, der sich wiederholte, sobald ich den Fuß wieder aufsetzen wollte.

Die wahrscheinlich im Vorjahre schwer beleidigte Vene war zerrissen. Ich verbiß den Schmerz, hüpfte, von Ugolino gestützt, auf einem Beine ins Schloß und saß noch ein paar Stunden am Abendtisch. Das war ein schwerer Fehler, denn der Fuß schwoll mächtig an und ich vermochte nur mit Unterstützung ins Zimmer und Bett zu gelangen. Töricht widersetzte ich mich dem dringenden Wunsche meiner Frau, einen Professor aus Graz zu berufen. Man brachte mir den örtlichen Hausarzt, der den gleichen Wunsch aussprach. Er behandelte mich sechs Wochen, ohne meine Verletzung und die Natur des gefährlichen Leidens erkennen zu können. Ich litt infolge der Verletzung der Vene an Venenentzündung und Thrombose. Das Leiden griff durch die Bauchhöhle hinüber auch in das zweite Bein. Furchtbare, fast unerträgliche Schmerzen brachten mich fast um die Besinnung. Thrombose erzeugt in der Vene einen stockenden, alle Zirkulation hemmenden Blutpfropf. Absolute Ruhelage ist Lebensbedingung, weil jede Bewegung den Pfropf aufwärts bis zur Kranzvene des Herzens treiben, Embolie und plötzlichen Tod bringen kann. Der junge Arzt diagnostizierte jedoch auf – Sehnenzerrung, hielt Bewegung für das richtige Verhalten, zwang mich aufzustehen, trotz Schmerz zu gehen – da fiel ich in Ohnmacht zu Boden.

Tag und Nacht wachte meine Frau an meiner Seite. Es entging ihr nicht, daß die Behandlung nicht glücklich, mein Zustand ein rapider Verfall sei. Mein Geist war zu umflort, als daß ich wahrgenommen hätte, wie es um mich und sie stand; denn erst nachträglich merkte auch ich, daß die Sorge um mein Leben und die Hoffnungslosigkeit ihr Gemüt, ja selbst ihre Geisteskräfte zu solcher Verzweiflung zerrüttet hatten, daß sie, nur um mich zu betreuen, sich vom Selbstmord zurückhielt.

Die Schloßfamilie mußte mit Anfang November nach Wien zurückkehren. Man bot uns freundlich an, bis zur Besserung meines Zustandes im Schloß Trautenburg zu verbleiben.

Aber Hermine raffte sich auf, verständigte unseren Freund und langjährigen Hausarzt, Dr. Poduschka, daß er die Bahnhofsverwaltung verständige und den geeigneten Transport vermittele. Frühmorgens sechs Uhr trug man mich die Treppe hinab in den geschlossenen Reisewagen, der ein festes Lager für mich enthielt. Um acht Uhr trafen wir, begleitet von Ugolino am Bahnhof von Ehrenhausen ein. Auf einer Tragbahre hob man mich in den anfahrenen Schnellzug. In Graz blieb Ugolino zurück. Jede Viertelstunde wurde meine sichtlich abnehmende Lebenskraft mit etwas Milch und Kognak gestärkt. So ging es, liegend in einem separaten Abteil zweiter Klasse, über den Semmering. In Leobersdorf, wo die Seitenstrecke abzweigt, wurde der Wagen gewechselt und mein lieber Dr. Poduschka übernahm die Führung. Als wir acht Uhr abends in St. Pölten eintrafen, trug man mich die Bahnhofstreppe hinab zu einem Wägelchen und führte mich in unsere Wohnung. In Trautenburg war ich zum ersten Mal, hier zu Hause zum zweiten Male in Schmerzen rückfällig geworden. Nach kurzer geringer Hoffnung meines Arztes, erkannte auch der zweite beigezogene Arzt, Dr. Leitameier, daß der Zustand jeder Hoffnung auf Rettung zu spotten scheine. Das Bewußtsein war tief umflort, die Nahrung verweigerte ich. Die Schmerzen waren unbeschreiblich. Ich schwoll bis ans Herz herauf an wie ein Sack. Die Thrombose saß an der Hohlvene.

Unermüdlich waren meine Aerzte. Aber unerreichbar an tätiger Sorge bei Tag und Nacht, unvergleichlich an Ausdauer in Wartung und Pflege war meine arme Frau. Ein Konsilium mit Professor Oser eröffnete ihr, daß die Ärzte mein Befinden für rettungslos erkannten. Mein Fall sei so beispiellos extrem, daß sie in ihrer Praxis kein Beispiel solcher Art erlebt hätten. Das klang wie ein Todesurteil für die Aermste. Erschütternd berührte sie der wahrhaft elementare Anteil aus allen Kreisen. Neun Monate lag ich ohne eigene Bewegung auf dem Spannbrett und diese Bewegungslosigkeit auf dem Rücken ließ die Aerzte Druckbrand oder Lungenentzündung befürchten. Das Haupt

konnte ich aus eigener Kraft nicht mehr aufrichten.

Als meine Frau aus Uebermaß der Erschöpfung die Kraft verlor, mich zu heben und zu wenden, teilte sie sich in die Pflege mit einer Ordensschwester. Langsam, nach Monaten kaum merklich, nur ihrem Blick verständlich, belebte sich mein Auge, fand ich wieder eine Stimme, konnte eines Tages merklich den Nacken heben, worüber sie in einen
2685 Tränenstrom der Freude ausbrach. Mein guter Doktor hob mich jetzt auf seinen Armen ins warme Bad. Im zehnten Monat durfte ich mit großer Mühe außer Bett sitzen wenige Stunden. Das war ein Elend, denn ich hatte Gehen und Stehen verlernt. Gute Freunde wurden allmählich vorgelassen. Auch jetzt zweifelten die Aerzte noch an gründlicher Genesung, denn alle Funktionen lagen darnieder. Aber meine Frau, die sich über ihre Kraft die ganze Zeit hin aufrecht erhielt, begann – trotz der Aerzte – zu hoffen. Die Hoffnung war ihre einzige Kraft. Ihr hellsehtiges Auge, das immer
2690 forschend auf mich gerichtet war, erkannte die aufdämmernde Genesung. Mit den körperlichen, erwachten die geistigen Kräfte. Zuerst erfreuten mich – ganz wie in der Kinderzeit – Bilder und Witze der Münchner Fliegenden Blätter; dann verschlang ich die alten Jahrgänge von 1870 bis 71 der Augsburger Allgemeinen Zeitung und studierte weltvergessen nochmals den großen deutsch-französischen Krieg. Mein schönstes Weihnachtsgeschenk von Hermine waren die zehn wohlgebundenen Bände von Richard Wagners gesammelten Schriften und Dichtungen. Leise erwachte
2695 nun wieder der erloschene Humor. Aber vorläufig war ich ein humpelnder, herzbeklasteter Invalide. Zwei volle Jahre blieb ich als Kranker beurlaubt, wurde endlich über Winter nach dem Süden geschickt, ohne der Schönheit Merans, Mailands, Genuas, San Remos froh zu werden. Denn ob ich auch sichtlich mich besserte, jetzt ging die Kraft meiner treuen Genossin zu Ende, jetzt brach bei ihr eine so furchtbare Rückwirkung aus, daß sogar die Anzeichen der schrecklichen Basedowschen Krankheit sich meldeten und ein Konsilium der dortigen Aerzte mir zur Kenntnis
2700 brachte, wolle ich das Leben meiner Frau retten, so müßten wir schleunigst nach Norden zurück. Mitte März zogen wir (mit Aufgebung der Romreise) über Genua nach Arco, wo sich meine Frau, trotz des neuen Schreckens, daß ich mich in Mailand mit schlechtem Trinkwasser nahezu vergiftet hatte, bis Mai mühselig und nur soweit erholte, daß wir in erträglicher Verfassung im frühlinggrünen, blütenreichen Wunderlande Salzburg unsre erste längere Rast halten konnten, um dann der lieben Heimat zuzueilen.

2705 Ueber mein weiteres Leben will ich kurz hinwegkommen. Ein einziges Jahr noch versuchte ich, ins Schulamt zurückzukehren. Aber geistige, wie körperliche Kraft waren den immer steigenden Pflichten und Vorschriften des aufreibenden Berufes nicht mehr gewachsen.

Mein Hausarzt stellte mir die Entscheidung: Ruhestand und weiter leben, oder zusammenbrechen und möglicher Rückfall in die Thrombose. Im Sommer 1898, als ich mich mit meiner Frau in der Heilanstalt Dr. Deckers in
2710 München befand, erfuhr ich aus der Zeitung, daß der hohe niederösterreichische Landtag auf Antrag des Abgeordneten Dr. Scheicher, mich einstimmig in den Genuß einer Ehrenpension gesetzt habe, damit ich meiner dichterischen Tätigkeit erhalten bleiben könne. Diese freundliche Nachricht belebte uns beide, mir aber gab sie, zum erstenmal im Leben, die volle unabhängige Freiheit. Und es war auch wirklich Gottes Segen dabei, körperlich und geistig. In erster Hinsicht lernten wir nach einem längeren Aufenthalte in der weltberühmten Naturheilanstalt Dr.
2715 Lahmanns »zum weißen Hirsch« bei Dresden nun die wahrhaft naturgemäße Ernährung und Lebensweise kennen, besonders die Heilkraft von frischer Luft und voller Sonne, andererseits lebten wir in wechselndem Menschenverkehr wieder seelisch frohgemut auf. Daß es auch jetzt noch Rückfälle schlimmer und schwerer Natur gab, darf ich nicht verschweigen. Jene Darmvergiftung von Mailand machte sich als chronisches Leiden seßhaft und schleppte sich durch Jahre mit solcher Steigerung fort, daß ich erst durch eine radikale Kur im Sanatorium Dr. Kuglers in Gmunden
2720 glückliche Heilung erlangte. Mit gleicher Dankbarkeit muß ich meines zweiten lieben Lebenserhalters gedenken, des ausgezeichneten Chefarztes der trefflichen Naturheilanstalt Wällischhof bei Brunn an der Südbahn, Dr. Marius Sturza, der mich, wie meine Frau nach dem natürlichen System Dr. Lahmanns seit einer Reihe von Jahren immer wieder zu neugeborenen Menschen zu machen bestrebt ist. Bisher ist ihm das jederzeit noch gelungen. Wer ein neuer Adam werden will, der besuche Wällischhof und seinen grünen Garten mit Sonne, Luft und Wasser. War man einmal dort,
2725 so kehrt man zu neuer Stärkung immer wieder gern dahin zurück.

Was mich sonst über meine Jahre jung und frisch erhalten hat, das sind die belebenden Beziehungen zu einem Kreise gleichgesinnter hochbegabter Freunde, unter welche ich den Leiter der städtischen Sammlungen, Herrn Direktor Probst, Dr. Matosch, den heimatlichen Mundartsdichter (die oberösterreichische Nachtigall) die Maler Heilmann, Professor Hlavacek und seinen Sohn Erich, die Schriftsteller Hango, Christel, Prof. Hammer, Frimberger, Hörmann
2730 und Professor Emil Hofmann ganz besonders rechne. So lebe ich gerne vom Oktober bis zum Mai in Wien, um mich dann wie ein Wandervogel regelmäßig die andere Hälfte des Jahres in die heimatlichen Alpen zu begeben, wo Natur und Volksleben mir ein unerschöpflicher Verjüngungsborn geworden sind. Ich liebe mit nicht minderer Kraft das Land als seine Menschen. Sind mir von diesen allzu viele schon gestorben, Berg und Tal, Wald und Wasser finde ich immer wieder als meine getreuen Gesellschafter; ihre Sprache verstehe ich immer. Ein Teil von ihnen zu sein, ist mein
2735 Leben; ihr Leben aber ist die Mutter meiner Kunst. So kehre ich immer zu meinem eigenen Ursprung mit Leib und Seele zurück. Will ich mir da selbst einen Namen beilegen, so soll er nur heißen: »Der Landel-Bua«. – Am liebsten verweile ich im herrlichen Gmunden am Traunsee, wo mein vieljähriger Freund, Edmund Födinger lebt, der geniale

Zeichner und Maler, der Porträtist, der mich mit dem Stift verewigt hat. Ein kühner, künstlerischer Bergsteiger, weshalb ich ihn den »Gamsbeschleicher« nenne.

2740 Seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts fühle ich mich wieder als der nämliche der ich einstmals war und ich konnte außer meinem besten Werke den »Amelungen«, die Komödie »Münchhausens letzte Lüge« die Schauspiele »Friedolin, ein Donaumärchen«, »Die Sünde von Gottestal« und »Der Büßer von Göttweih« vollenden, nebstdem die Gedichtsammlung »Lieder aus der weiten Welt«, die ich meiner lieben Frau zur Feier unserer silbernen Hochzeit, 4. Juli 1902 widmete. Mit meinem Wiederaufleben erholte sich auch Hermine.–

2745 Vom Herzen dankbar will ich des warmen und erhebenden Anteils gedenken, den mir die gebildete Welt und insbesondere meine lieben Landsleute in Oesterreich, sowohl zu meinem sechzigsten, als ganz besonders jetzt zu meinem siebzigsten Geburtstage gewidmet haben. Dies aufzuzählen, wäre eine Unmöglichkeit. Es bleibt in meinem Herzen eingeschrieben, daß der neue Leiter des Hofburgtheaters in Wien, Freiherr Alfred von Berger, am 28. Dezember 1910 meine »Spinnerin am Kreuz« in neuer Besetzung und Inszenierung mit wahrhaft künstlerischem
2750 Erfolge in Szene gehen ließ. Und ich danke an dieser Stelle dem tüchtigen Spielleiter, Herrn Hofschauspieler Max Devrient für seine edle Kunst, sowie sämtlichen beteiligten Künstlern für ihre warme und treue Hingebung für mein Werk. Ganz besonders aber freue ich mich, daß nur eine einzige Stimme der Bewunderung darüber laut wurde, daß die Darsteller der beiden Hauptrollen, Frau Caroline Medelsky als Spinnerin und Herr Arnold Korff als Kreuzwirt so
2755 großartige, hinreißende Meisterleistungen boten, daß die Dichtung allmächtiges Leben gewann. In einem der nachfolgenden Bände meiner gesammelten Schriften wird sich Gelegenheit finden, auf manche Persönlichkeiten, welche mich künstlerisch oder freundschaftlich angeregt oder gefördert haben, näher einzugehen. Ich kann mir nicht versagen, einige hier anzurufen. Wie ein traumhafter Reigen schreiten längst verblichene Gestalten an meines Geistes
2760 Auge vorüber. Voran zwei liebevolle Jugendbilder, Fritzel Weiß, der Komponist und Agnes Tyrrel, die Tondichterin. Dann Hans Herrig in Berlin, Friedrich Schlögl und Anzengruber in Wien. Ehrwürdig und unvergeßlich grüßt mich meine berühmte Freundin, Frau Christine Hebbel. Vom Jahre 1862 bis zum Frühling 1910 sah ich sie tapfer leiden, kämpfen und siegen für den Geist ihres Gatten. Und als sein Genius der Nachwelt gerettet war, da schied sie. Wie viele schöne Stunden habe ich mit meiner Frau bei ihr im Hebbelhaus und Garten zu Gmunden verlebt! Wie getreulich hat sie uns vor zwanzig Jahren trotz einer schlechten Treppe und ihrer Gicht in Gmunden besucht! Wie glücklich erzählte sie mir vor gut einem Jahrzehnt von der herrlichen Aufführung der »Nibelungen« im Berliner
2765 Hofschauspielhaus, wo der deutsche Kaiser zu ihr die bedeutsamen Worte sagte: »Ihr seliger Gemahl war im Geiste ein Mitbegründer unseres Reiches.« Ach! und wie verändert, fast erblindet war die leidende Frau, als wir sie, ein Jahr vor ihrem Tode in Wien am Franzensring in ihrem Lehnstuhl sitzend zum letztenmal erblickten. An der Stimme erkannte sie uns sofort. Bei beiden Händen faßte sie uns und sagte: »Das ist eine Freude! Das ist eine Freude!«

Im nächsten Frühling war die Dreiundneunzigjährige tot – oder darf ich sagen, selig bei ihrem geliebten Gatten in
2770 Walhall? – Dieser Tod war eine Erlösung. Ein anderer Tod war dagegen ein lähmender Blitzschlag in die Seele von ganz Deutschland, war ein brennendes Weh für mein Herz: Wildenbruchs starkes, großes flammenhaft leuchtendes Leben war plötzlich erloschen. Was das deutsche Volk, was die Welt durch diesen Tod erlitten hat, mögen Berufene verkünden. Mir aber ist mit diesem Einzigen der Beleber, der Sankt Georg, der Sieger über den Drachen der Stumpfheit und künstlerischen Unnatürlichkeit unserer Zeit gestorben. Mir ist der Gottbegnadete, der Meister und der
2775 Freund in Geist und Herzen verloren gegangen. In der Folge meiner gesammelten Schriften werde ich Gelegenheit nehmen, diesem Herrlichen ein ausführliches Wort meiner dankbaren Bewunderung zu zollen. Nach Otto Ludwig war er die edelste Vereinigung von Charakter und Genialität. Möge mein Freudenerguß hier Platz finden, den ich einst an den Dichter der »Quizows« richtete.

2780 »Vom Norden kam's, zum Süden ist's gedrungen.
Dein tiefergreifend Hohenzollernlied,
Dein Lied der Treue, wie vom Sturm gesungen,
Der kühn vom Meer bis zu den Alpen zieht.

2785 Du warfst uns nieder mit gewaltigem Grimme,
Du hobst uns hoch zu neuer Lebenslust,
Dein Dichterwort war wahrhaft Gottes Stimme,
Du trafst des Volkes Herz in tiefster Brust.

2790 Der edle Kranz, den scheidend das Jahrhundert
Ums Haupt dir flicht, bei Gott! du bist ihn wert,
Gesegnet sei das Volk, das dich bewundert,

Gepriesen sei der Kaiser, der dich ehrt.

- 2795 Mich aber laß im Herzen sinnend denken
Des Größten, den mein Vaterland gebar,
Auch du wirst ihm den Zoll der Liebe schenken.
Ihm, der so herrlich und so einsam war.
- 2800 Hat er nicht auch ein Königslied gesungen
Von Ottokar, von Habsburgs Glück und Stern?
Wie Rolands Hornruf ist sein Sang erklingen.
Vom Völkerbabel unverstanden, fern.
- 2805 An ihren Lichtern sollt ihr sie erkennen,
Die Zeiten, ob sie vorwärts, ob zurück,
Zur Siegeshöh', ob zum Verderben rennen:
Des Geistes Anwert zeigt der Völker Glück.
- 2810 Drum nimm den Kranz, den scheidend das Jahrhundert
Aufs Haupt dir drückt; bei Gott, du bist ihn wert,
Gesegnet sei das Volk, das dich bewundert,
Gebenedeit der Kaiser, der dich ehrt!
- 2815 Und den Schluß bilde meine Klage:
- 2820 So hat auch dich des Todes Los getroffen?
Dein teures Haupt wird in die Gruft versenkt?
Du, unsre Kraft, du unser bestes Hoffen!
Verflucht der Deutsche, der nicht dein gedenkt!
- 2825 Vom Himmel hoch war dir der Kranz beschieden,
Mit dem ein Gott nur Auserwählte ehrt;
Im Wahnsinnskampf der Zeit warst du der Frieden
Und in der Zeit der Not das deutsche Schwert.
- 2830 Mag eine Welt von Herzen um dich klagen,
Wer hätte dich erkannt und nicht beweint?
Mir hast die schwerste Wunde du geschlagen.
Denn – du bist tot – und warst mein höchster Freund!
- 2835 Nur wenn der Tod – nach deinen eignen Worten –
Kein Ende ist, wenn dieses Lebens Kleid
Hinuntersinkt, um zu vermodern dorten,
Die Seele aber ewig sich befreit:
- 2840 Dann fühl' ich's, ja dann weiß ich's, du wirst leben!
Nicht nur in Marmor, Farbe oder Erz, –
Die du geliebt hast, wirst du treu umschweben
Und so auch mich! – Auch mir gehört dein Herz!

Der Großteil meiner liebsten Menschen weilt noch fröhlich in der Welt des Sonnenlichts. Von den Dichtern der Meister Rosegger, der zuerst in seinem Heimgarten meinen »Weltverdruß« aufnahm, uns oft und oft als
2845 humorsprudelnder Vorleser erquickte, meiner »Spinnerin« in Graz das beste, laute gute Wort zollte, immer ein aufrechter Freund blieb und trotz mancher Kränklichkeit so »stoansteirischer« Natur ist, daß er noch 100 Jahre tapfer leben und dichten wird zu seinem Ruhm und zur Freude künftiger Geschlechter. Da ist – wer kennt ihn nicht in allen deutschen Gauen? – da ist der Sänger von der Festenburg, der Gralsritter der deutschen Poesie, Meister Ottokar Kernstock! Sein Lied zu meinem letzten Wiegenfeste hat mich hoch in Apollo geadelt. Er hat uns im Zeitalter der
2850 grauen Wirklichkeit das Sonnengold der Schönheit wiedergegeben. Da sitzen noch in Graz als liebe Freunde und deutsche Poeten Dr. Goltsch, Skriptor Gawalowski und Aurelius Polzer. Da steht neben seiner schönen Gattin in seiner Bildhauerwerkstatt Meister Pygmalion (Professor Hans Brandstetter) der mein sterblich Teil als Relief fixiert hat, der mir Liebe und Treue bewahrt, seit wir uns in einem Wiener Caféhaus kennen lernten. Im selben Graz lebt auch der unermüdliche Harmoniensohn, der Evangelimann Dr. Wilhelm Kienzl. Bei dem Namen Graz muß ich des
2855 herrlichen Dichters Robert Hamerling gedenken, mit dem ich Briefe wechselte und dem ich aus innigster Verehrung mein Buch »Aus dem Sturmgesang des Lebens« widmete. Dort steht in der Sterngasse der Sternhof, den ich »die Burg der Wastiane« nennen möchte, dieser tapferen »Ritter vom Geiste«. Dankbare Liebe verbindet mich mit dieser Familie vom Vater auf die Söhne. Der schneidige Volksredner Heini ist unter die Politiker gegangen, deren aufreibende Pflichten und Schlachten ihn mit einer mächtigen Wolke längst meinen sterblichen Augen entrückten. Der
2860 jüngere Bruder, der *Cand. philos.* Franz, ist mein unbeschreiblich treuer Freund, sozusagen mein *Filius unigenitus* mit gepanzerter Feder. Das Haus der Wastiane sei gesegnet für und für!

Dicht bei Graz, in Gratwein, im alten Runegau, lernte ich auf seinem weitausblickenden Sommersitz einen der herrlichsten Menschen kennen, den genialen Bühnenkünstler, Dichter und Lektor der Universität Graz, meinen geliebten Freund Ferdinand Steil, ein starkes, herzensfreudiges Rheinlandskind in voller Lebenskraft und höchster
2865 Künstlerweihe.

Wenn dieser hochbegabte Mann so glücklich ist, die bedeutungsvolle Sendung zu vollziehen, die auf seine Schultern gelegt ist, so wird das jetzt so bedenklich ausgebeutete und versumpfte deutsche Theaterwesen zu neuer, ungeahnter Blüte und Kraft gedeihen, diesseits und jenseits des Weltmeeres. Gott sei mit ihm!

Großes Heil ist mir in Wien zuteil geworden. Als Naturmensch, der im Wald geboren ist, als Schlendirer durch Feld und Flur, als Romantiker im Leben und Dichtung, hatte ich immer einen Schauer vor dem Getriebe der Großstadt.
2870 Mittlere und kleine Städte, Märkte mit uralten Häusern waren mein Fall. Graz blieb stets mein Ideal. Und dennoch tat ich den Schritt nach Wien mit Glück. Ich hatte es nicht zu bereuen. Ich fand neben dem großen Lärm, neben der Millionen-Schablone eine herzensfrische Gemeinde, eine gesunde Jüngerschaft alles Schönen, eine kleine unsterbliche Schar, die für das Edle in den Kampf zieht; ich fand Herz und Kunst.

Unter die edlen Männer, die in jüngster Zeit mit Geist und Anerkennung mich gefördert haben, gehören in erster Linie die Literarhistoriker K. M. Klob in Wien und Professor Eduard Engel in Berlin. Ein Poet tiefensten und zugleich humorvollsten Geistes, ein allzeit getreuer Freund, ein allzu bescheidener Mensch, Oskar Pach, wurde mir, kaum daß wir uns inniger gefunden hatten, auf immer entrissen. Er gab mir die Anregung, diese Bekenntnisse meinen Freunden zu hinterlassen. Jahrelang bekämpfte er meinen Widerwillen, meine Unlust, über mich selbst zu sprechen. Als ich
2880 endlich daran ging, mich meines Lebens zu besinnen, starb er hinweg, ohne ein Wort gelesen zu haben. Meister Hänlein, der Bildhauer, hat uns sein liebes gutes Gesicht auf dem Grabstein zu Meidling lebenswahr festgehalten.

Mit Wärme sei hier noch des jungen trefflichen Bildhauers Willibald Forstner gedacht, der dem Scheffelbund in Wien meine Büste vollendete und des Poeten A. A. Naaff. Soll ich hier noch beifügen, daß Ugolino, der Schloßherr von Trautenburg, der Weiberfeind, durch eine schöne Amerikanerin vollständig bekehrt, ein Musterehemann und guter
2885 Vater geworden ist? Ich bin seines ersten Buben »Göd«. An glücklicher Vaterschaft steht gleichfalls mein lieber Freund Dr. Julius Berger keinem Sterblichen zurück. Diesem Erzengel von Berchtesgaden gesellt sich in treuer Freundschaft für mich Professor Pfreimbthner in Salzburg, Professor Ruff, Professor Ludwig, Notar Eckart in Wien, Professor Dr. Richard Maria Werner von der k. k. Universität in Lemberg, Professor Wasserburger, Familie Dolenz, Familie Schäffer und andere.

Hoherfreuliche Ehren haben mir heimatliche Städte erwiesen. Straßen wurden nach meinem Namen benannt. Literarische und theatergesellige Kreise außerhalb und innerhalb Wiens bereiteten mir festliche Abende. So der Scheffelbund, die Scholle, die Südmark, Ostarrichi, die Oberösterreicher in Wien, der Verein der Siebenbürger Sachsen, der Verein zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn, meine einstigen Schüler, der deutsche Klub in Wien, der Lese- und Redeverein der deutschen Hochschüler Wiens, die Bezirksvertretung von Wien-Döbling. Ottokar
2895 Kernstocks herrliches Gedicht an mich wirkte wie der Zauber eines Sehers, Sonnenlicht bringend und böse Nebel verbannend.

Behagliche stille Geselligkeit, ab und zu ein schöner Kunstgenuß, halten mich frisch und aufrecht. Bürgermeister und Stadtrat der Reichshauptstadt haben mir die schönsten und ergreifendsten Ehren gewidmet; die Allerhöchste Gnade Sr. Majestät unseres Kaisers hat mir ein Ritterordenskreuz verliehen, zu dem für meine Romantik nichts mehr fehlt,
2900 als etwa Roß und Schloß.

Und so segne ich euch alle, meine lieben Freunde, lebende und abgeschiedene, sinnende Männer und liebliche Frauen; und weil ich eben in der olympischen Laune bin, so segne ich auch jene, die mich verdammen sollten.

Zum Schluß dieser kleinen Erinnerungen danke ich aus tiefstem Herzen dem großen, ewigen, unerreichlichen Herrn alles Lebens, in dessen unbegrenzter Welt ich nur ein Staubkorn bin. Er allein weiß, warum er mich so barmherzig
2905 erhalten hat.

Was ist auf seinem Erdengange
Des Dichters höchster, schönster Lohn?
Er ist im großen Weltgesange
2910 Vor Gott ein menschengewordner Ton.
Wie Sturmesbeben, Meeresrauschen,
Wie Engelsharfen tönt dies Lied;
Und willst du auf den Dichter lauschen.
Tu' auf dein Herz, so klingt es mit!

2915

Wien, im Frühling 1911.

Franz Keim.
(40960 words)

Quelle: <https://www.projekt-gutenberg.org/keim/autobio/autobio.html>